



**Bekenntnisse
eines
Birkenbaumes**

Ungarndeutsche Anthologie

Die freundschaftliche Verbundenheit zwischen Deutschen und Magyaren wurzelt in mehr als einem Jahrtausend gemeinsamer Geschichte in der Mitte Europas. Nicht das Gegeneinander, sondern das Miteinander ist zum prägenden Element in den Höhen und Tiefen unseres geschichtlichen Schicksals geworden. Unsere kulturellen Beziehungen können auf einem langen, fruchtbaren Geben und Nehmen zwischen unseren Völkern aufbauen. An dieses reiche Erbe wechselseitiger Bereicherung können und wollen wir anknüpfen.

In Ungarn wird die Vielfalt Europas auch praktisch vorgelebt. Zum Wohle des Ganzen leben in Ungarn Nationalitäten in Gleichberechtigung und Toleranz zusammen – unter ihnen seit Jahrhunderten auch Menschen deutscher Kultur und Sprache.

Dr. Richard von Weizsäcker
Präsident der Bundesrepublik
Deutschland

Bekenntnisse eines Birkenbaumes

Ungarndeutsche Anthologie

Ungarndeutsche Anthologie

WVG Dienst und Verlag GmbH

Bekenntnisse eines Birkenbaumes

Ungarndeutsche Anthologie

RWAG Dienste und Verlag GmbH

Die Rheinisch-Westfälische Auslandsgesellschaft dankt dem Auswärtigen Amt und dem Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen für die Förderung dieser Anthologie, mit deren Herausgabe sie ihre langjährigen Bemühungen um die deutsch-ungarischen Beziehungen fortsetzt.

1. Auflage 1990

© RWAG Dienste & Verlag GmbH, Dortmund 1990

Umschlagentwurf: Peter Szappanos

Satz und Druck: Wulff GmbH, Dortmund

ISBN 3-923030-04-7

INHALT

Geleitworte		8
Vorwort		10
Klotz, Claus	Ahnerls Lied	11
	liebeslied anno 1980	12
	mein deutschtum	13
	Mein Heimatdorf	15
Michaelis, Josef	Dachau	16
	Sturmvolle Zeiten	17
Sziebert, Franz	Wann kommen die Störche wieder	18
Mikonya, Josef	Intermezzo anno 1944	35
Fischer, Ludwig	Im Weingarten des Herrn Notars	41
Michaelis, Josef	Tropfen	53
	Herbstelegie	54
	Lebensweise	54
	Widerspenstige Dame	54
Brandean-Ebinger, Nelu	Elisabeth-Brücke	55
Vágyi, Vata	Lili Marleen	55
	Donau	56
	Im Wald	56
Zeltner, Franz	Meine zwei Sprachen	57
Mikonya, Josef	Ein seltsamer Wunsch	58
Vágyi, Vata	An die Scholle gebunden	65
Wittmann, Georg	Im Wolkenkratzer	69
Koch, Valeria	Bekenntnisse eines Birkenbaumes	76
	Stilübungen 1988	80
	Bachmanns Vision am Sterbebett	81
	Wo ist der Stern	82
	Heiligenkreuz, Spätsommer	83
	Fazit	83
Bayer, Béla	Impromptu	84
	Erbe	84
Becker, Robert	Gekritzelt an der Wand der Dunkelheit	85

Fata, Martha	Chanson	85
Hecker, Robert	Zukunftsvision	86
	Frage an das Sachverständnis	86
Rittinger, Engelbert	Sternschnuppe	87
Fath, Georg	Vivaldis Herbst	87
	Karajan	87
	Somogyer Elisabethberg	88
Áts, Erika	Die Linde	91
Zeltner, Franz	Dahoam	100
Rittinger, Engelbert	Klumbemännr	101
	Soldatenbegräbnis	105
Thomann, M. A.	Damals hat es gerade	
	geschneit	109
Áts, Erika	Zu zweit am Strand	115
	Der Ästhet	115
	Winterwalzer	116
Klotz, Claus	Hopsa, Liesel	117
Erläuterungen		118
Nachwort		119
Literaturhinweise		128
Autoren		129
Herausgeber		132

Das Ungarland ist's reichste Land,
dort wächst viel Wein und Treid,
so hat's in Günzburg man verkünd't,
die Schiff stehn schon bereit,
dort geits viel Vieh und Fleisch und G'flüg
und taglang ist die Weid,
wer jetzo zieht ins Ungarland,
dem blüht die goldne Zeit.

* Aus einem Gedicht aus der Zeit der Ansiedlung der Deutschen in Ungarn, die im 18. Jh. von Günzburg an der Donau aus nach Ungarn eingeschifft wurden. Dichter unbekannt. Das Gedicht wurde dem Band „Holzapfels Bäumelein, wie bitter ist dein Kern“, Budapest 1984, entnommen.

Die freundschaftliche Verbundenheit zwischen Deutschen und Magyaren wurzelt in mehr als einem Jahrtausend gemeinsamer Geschichte in der Mitte Europas. Nicht das Gegeneinander, sondern das Miteinander ist zum prägenden Element in den Höhen und Tiefen unseres geschichtlichen Schicksals geworden. Unsere kulturellen Beziehungen können auf einem langen, fruchtbaren Geben und Nehmen zwischen unseren Völkern aufbauen. An dieses reiche Erbe wechselseitiger Bereicherung können und wollen wir anknüpfen.

In Ungarn wird die Vielfalt Europas auch praktisch vorgelebt. Zum Wohle des Ganzen leben in Ungarn Nationalitäten in Gleichberechtigung und Toleranz zusammen — unter ihnen seit Jahrhunderten auch Menschen deutscher Kultur und Sprache.

Dr. Richard von Weizsäcker
Präsident der Bundesrepublik
Deutschland

Im mittel- und osteuropäischen Raum kann beim Umgang mit Minderheiten in den letzten Jahrzehnten von Gerechtigkeit kaum die Rede sein. Es bleibt dahingestellt, ob die jeweilige Mehrheit oder die politische Konstellation für Diskriminierungen verantwortlich gewesen ist. War es beispielsweise das ungarische Volk, das die deutsche Minderheit nachteilig behandelte, oder war es die stalinistische Politik, die sie diktatorisch in die Ecke drängte? Obzwar ich zu der zweiten Version neige: die begangenen Taten sind nicht zu leugnen. Zu unserem Glück haben die letzten zwanzig Jahre selbst im „real existierenden Sozialismus“ Friede unter den Minoritäten in Ungarn gebracht.

Wie eine Minderheit ihre — ja immer irgendwie traurige — Geschichte beurteilt und verarbeitet, ist maßgebend. Dies muß man bei allen Erwägungen zunächst in Betracht ziehen.

Hier liegt ein seltenes, authentisches Zeugnis vor, das die Ungarndeutschen selbst über ihre Herkunft, Zugehörigkeit und Heimat erstellt haben: die kulturelle Selbstreflexion einer Volksgruppe. Ohne Interpretation oder Ideologisierung empfehle ich sie den deutschen Leserinnen und Lesern.

Arpád Göncz
Präsident der Republik Ungarn

Vorwort der Herausgeber

Der Leser hält eine erste Sammlung ungarndeutscher Literatur in der Hand, Widerschein eines qualvollen, aber lehrreichen Prozesses einer teils schon im 13., meist im 17. und 18. Jahrhundert nach Ungarn eingewanderten Siedlerkolonie, Träger großer Hoffnungen und dann historischen Plagen unterworfen.

Zwar haben die Texte vor allem die Ereignisse der letzten fünfzig Jahre zum Hintergrund, sie tragen aber die Überlieferungen von Jahrhunderten in sich: Fragmentarisch-schöne Elemente einer alten Sprache, die zweifache Abhängigkeit von der deutschen Muttersprache und der Heimat Ungarn und von daher den Zwang, die Geschichte in dieser gespaltenen Position zu ertragen und sie literarisch umzusetzen.

So gliedert sich unsere Anthologie mehrfach: chronologisch, damit die deutschen Leser den Ereignissen folgen können; thematisch, damit die typisch ungarndeutsche Situation und die daraus folgenden Leiden und ihre Folgen beschrieben sind; literarisch, damit sich die kulturelle Selbstbehauptung der Minderheit in ihr darstellen kann.

Stilistische Korrekturen haben wir nicht vorgenommen; die teils archaisch, teils sonderbar fremd anmutenden Aspekte in dieser Auswahl sollen beweisen, daß es sich hier um eine charakteristische, organisch entwickelte Volksgruppe handelt. Thematisch ergibt sich die Folge aus historisch-politisch erlittenen Katastrophen — Hitlerismus, Stalinismus, beide in einer solchen Randsituation mit gleich schlimmen Folgen.

Nicht eine literarische Anthologie von Rang können wir vorlegen, eher die Dokumentation einer Volksgruppe, die aber nie den Anspruch aufgegeben hat, ihre Situation auch literarisch zu erfassen, auch weil diese geistige Reaktion ein grundlegendes Mittel aller alleingeblienen und doch auf die Zukunft hoffenden Gemeinschaften war, ihre Identität, ihr Überleben zu bewahren.

Wir hoffen im Namen der Ungarndeutschen auf eine an den Menschenrechten ausgerichtete Achtung aller Minderheiten in der Welt.

Europa, Ende 1990

Gyula Kurucz, Johann Schuth

Ahnerls Lied

Claus Klotz

Schlaf, Kindchen, schlaf,
verstehst nicht meine Sprach,
die Märchen und die Sagen
und meine deutschen Fragen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
bleib fleißig und schön brav,
zum Häusle bauen, Auto kaufen
wirst du meine Sprach' nicht brauchen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
ich sink bald in das Grab,
mit mir die deutsche Mär, das Wort,
sie finden dort den letzten Hort,
schlaf, Kindchen, schlaf.

(Budapest, 1981)

liebeslied anno 1980

Claus Klotz

ich lieg in deinen armen
geschwind geschwind
in nevada sind sprengversuche
ich fluche und suche deinen kelch
rastlos in deinen armen
gott soll sich unser erbarmen

dein haar schweißperlenblitz
körper kämpfen verflochten
schon vorbei
du holst kaffee herein
wobei ich frage, kennst du einen kriegswitz
nein clausewitz
sage
und wir lachen
wir armen
gott soll sich unser erbarmen

du nimmst die zeitung
stellst darauf die tasse
ich lese
der präsident meint, amerika ist klasse
du schlüpfst wieder zu mir
ich bin in deinen armen
gott soll sich unser erbarmen
es dauert nicht lang
bang blinzeln wir in die stille
in die stille
scheuerstille

du warnst mich
der kaffee wird kalt
mein onkel meinte gestern
weltkrieg wird bald
und ich bin schon wieder in der gewalt deiner arme
gott erbarme

(Budapest, 1980)

mein deutschtum

Claus Klotz

mein deutschtum ist
die rodung im wald auch
sankt iwan bei ofen genannt
mein deutschtum ist das bröckelnde
bauernhaus in leinwar
der friedhof dort
wo dutzende von steinen
meinen
namen tragen
mein deutschtum ist
die alte nachbarin — anna
die mich über hexen und berggeist
aufklärte
mein deutschtum ist
der hotter und sein duft
aber auch das kohlenrevier
wo vater jeden tag in die grube stieg
und von mutter zitternd mit
schmalzbrot und glückauf
verabschiedet
mein deutschtum ist die schule
wo ich in der pause nur ungarisch
sprechen durfte
aber auch die wöchentlich zwei
stunden muttersprache
mein deutschtum ist das
graner gymnasium
wo ich ungarischer dichter
werden wollte
das germanistische seminar
budapest und leipzig
mein deutschtum ist die kirche
in der ich zur ersten kommunion ging
der priester der mich die alten griechen und römer lehrte
mein deutschtum ist der
zögernde novizienanwärter der piaristen

mein deutschtum ist
aber auch der bolschewistische
und später zum sozialdemokraten avancierte
dann kommunistische und wieder
zum sozialdemokraten abgestempelte
großvater
mein deutschtum ist
klopstock und lenau
marx
und auch puschkina
dessen verse die russische
großmutter an friedlichen abenden
vorlas
mein deutschtum ist auch
der gutmann geheißene urahn
der hergelaufene
von dem man nicht weiß
ob sein deutscher name echt ist
mein deutschtum ist der ungarische
freund der kindheit
der lehrer
der petöfi und arany
mich lieben lernen ließ
mein deutschtum ist babits und
sein gartenhaus in esztergom
mein deutschtum ist illyés ja auch illyés
und nicht zu vergessen auch hauptmann in agnethendorf
mein deutschtum ist joyce und sartre
der eiffelturm
und das brandenburger tor
das oktoberfest und die finnische sauna

mein deutschtum
hört ihr
hat einen weltpaß.

(Budapest, Dezember 1988)

Mein Heimatdorf

Claus Klotz

flocken weiß
bitterheiß
tannen
von dannen
dorfrandslums

straßen rein
fensterlein
häuschen
ohne mäuschen
menschenlos

fremde sprach
muttersprach
mir watzucker
gucker
in die ferne

weinberge
herberge
stumm sinnen
fischstimmen
übermorgen dahin.

(Budapest, 1981)

Dachau

Josef Michaelis

Schweigsame Besucher.
Sünde ist hier
das deutsche Wort.
Hakenkreuze, Davidsterne
füllen die Räume aus.
Von Hobbyfilmen
gut getroffen
starren mich Gesichter an.
Da waren sie noch am Leben.
Hernach setzte sich
die Mörderfabrik der Endlösung
in Betrieb.
Kampfgase zerschmetterten
die Lungen.
In die Wände saugte sich
Kindergejammer.
QUÄLMENDER Rauch – Massengräber:
Katakomben von Dachau.
31.591 beurkundete Todesfälle.
Schuhe der Ermordeten
zu Bergen.
Sensationshungrige
Touristen
schneiden zufriedene Mienen.
(Dachau-Nürnberg, 1987)

Sturmvolle Zeiten

Josef Michaelis

Spülgut der Jahre
richtete in unseren Ohren
Dämme auf
gegen trübe Dogmenflut,
die Deiche aber brachen,
unsere Häuser stürzten ein,
heimtückische Strömungen
zwängten uns in Höhlen
des Schweigens
Argusaugen der Fledermäuse
lauschten dabei
unserem verhaltenen Atem,
grauer Schimmel
fand Nährboden in unseren Beugen,
auf unserer Stirn
ließen sich Parasiten nieder
Die Jahre hindurch
staute sich unsere Bitterkeit
zum Bergbach,
aus dem Steinsalz unserer Tränen
wuchsen Tropfsteine,
auf unserer Zunge
schlug Salpeter aus
Wir warteten,
wiegen uns in Launen
des Messianismus
und taten ...
was wir tun konnten
(Schomberg, 1987)

Wann kommen die Störche wieder

Franz Sziebert

Der frühere ehemalige Dorfwirt hatte immer viel zu erzählen. Er sagte öfters: „In meinen jungen Jahren gab es viel mehr Ereignisse als jetzt“ Die meisten wurden im Wirtshaus erzählt, und nicht wenige haben sich dort zugetragen. Eine Flasche Wein hat dann immer die Stimmung gehoben. Doch lassen wir nun ihn erzählen.

Vor fünfzig Jahren floß der Bach Tschele genauso in südöstlicher Richtung der Donau zu wie jetzt. An seinem Ufer liegt das Dorf Görcsönydoboka, das ehemalige Cselegörcsöny und Cseledoboka, zuvor Ráczgörcsöny. In seinem nicht eben kristallklaren Wasser badeten die Kinder genauso zum Verdruß der Erwachsenen wie heute. Doch es fehlt die ehemalige Pritschi- und spätere Pribenski-Mühle mit den zwei Gerstenbirnbäumen, und es fehlen die Aspenbäume mit dem Storchnest.

Das Storchnest war hoch oben, und unsere Störche wurden von uns jeden Frühling in der Heimat zurückerwartet.

Ihre erste Arbeit war, das Nest instand zu setzen, denn es waren zwischendurch sehr viele Sperlinge als Untermieter dort eingezogen. Von den beiden Störchen wachte einer meistens bei den Jungen im Nest. Wir dachten, er macht seinen Plan, wann und wem er einen Bruder oder eine Schwester schenkt.

Die Gerstenbirnbäume waren immer schon das Ziel der badenden Kinder. Die alten Pritschis waren für uns Kinder keine Gefahr, nur Sutzi und Huszár, die beiden Haushunde, und den Müllergesellen respektierten wir sehr. An einem schwülen Julitag, als wir uns lange gebadet hatten, zogen wir, die Kleider am Bachufer zurücklassend, auf die Birnbäume zu. Mit gutgezielten Würfen erleichterten wir die Birnbäume. Doch der Lärm war zu groß, und die Hunde kamen mit lautem Gebell angelaufen. Wir flüchteten in die Weidenhecken und Holundersträucher. Die kinderlosen Müllersleute ließen dies so lange zu, bis die Birnen alle waren.

So vergingen die Sommerferien, und am ersten September begann der Schulunterricht. An der Schultür war eine blecherne Großungarnlandkarte, in deren Mitte, von einer Dornenkrone umfangen, das blutende Rumpfungarn zu sehen war. Oben war die Inschrift:

„Maradhat ez így?

Nem, nem soha!“

„Kann das so bleiben?

Nie und nimmermehr!“

Der Unterricht begann mit einem Gebet, das wir immer so beendeten:

Csonka Magyarország nem ország,

Egész Magyarország menyország“

„Rumpfungarn ist kein Reich,

Großungarn das Himmelreich.“

Es war das Jahr 1928. Wagenkolonnen zogen gegen die Bahnstation Mohács. Die seit anderthalb Jahrhunderten friedlich nebeneinander lebenden Deutschen und Serben wurden getrennt. Die Serben mußten das Land verlassen. Ihre Häuser und Felder verkauften sie den hierbleibenden Schwaben.

Wieviele gute Nachbarsleute und Bekannte mußten sich verabschieden! Die Frauen weinten und küßten sich, die Männer standen bleich da, sie reichten sich zum Abschied die Hand und verfluchten den verhaßten Krieg in serbischer und in deutscher Sprache. Zwei Nachbarskinder wollten von Trennung nichts wissen.

Wer dachte wohl damals, daß zwanzig Jahre später unter noch viel ärgeren Umständen den nämlichen Weg wieder mit Menschen beladene Wagen zur Bahnstation ziehen würden? Kaum zwei Jahre danach kam dann die Weltwirtschaftskrise. Wir brachten kaum das Geld auf für die Zinsen! In vielen Häusern blieben nur die Alten zu Hause, die jungen Menschen zogen, Arbeit suchend, im Lande herum. So verging ein Jahrzehnt, und im Jahr 1938 ging unser guter alter Lehrer, Anton Strumberger, in den Ruhestand. Er war alt und kränklich. Wenn wir uns nicht eben beispielhaft benahmen, drohte er öfter: „Der liebe Gott wird euch schon dafür bestrafen!“

Doch wir respektierten seinen Stock, den er nur selten in die Hand nahm, viel mehr als den lieben Gott. Um seine Stelle bewarben sich fünf junge Lehrer, die in der Kirche ein Probelied singen mußten. So wurde Josef Kishonti/Kuhl vom Schulstuhl zum neuen Lehrer gewählt.

Im Oktober mußten einige junge Männer einrücken. Sie wurden an die slowakische Grenze kommandiert. Da aber am 2. November 1938 der Wiener Schiedsspruch das Oberland Ungarn zusprach, rüsteten sie wieder ab, und wir schauten mit Respekt auf die Heimkehrer.

Das Leben nahm wieder seinen gewohnten Lauf. Im Spätherbst die Kreisjagd, der Winter mit seinen Freuden: Schlittfahren, dann das Schweineschlachten, wo die Verwandtschaft zusammenkam. Am Abend die Spinnstube, die aber nur für die Jungen romantisch schön war; denn die Frauen mußten fleißig das Spinnrad drehen, die Stricknadel bewegen. Die Männer spielten Karten, und es wurde oft gemeinsam gesungen. An Neckereien fehlte es freilich auch nicht.

Im Gasthaus hatten die Gäste ihre Stammtische. Beim ersten Tisch saßen beinahe jeden Abend der Richter, der Jagdpächter, ein Kaufmann und ein Tischler. Der Richter war ein kleiner blonder Mann, ging jeden Morgen ins Wirtshaus, um seinen Schnaps zu trinken. Sein Hund lief ihm zehn Meter voraus und blieb bei der Wirtshaustür stehen. Der Jagdpächter war ein magerer Mann mit einem Schnurrbart. Im Ersten Weltkrieg war er Feldwebel und er war sehr stolz darauf. Er war nicht so sehr für Arbeit. Es war Brauch, bei jeder Jagd eine Bratwurst in den Tornister zu legen, doch waren die Bratwürste viel zu rar. Schlechte Zungen behaupteten, daß er die Bratwürste vom Stecken riß und dann das Ende immer anknabberte. Jahrelang bekamen die Katzen fürchterliche Schläge von den Weibern.

Der Tischler behauptete stets nach dem dritten Glas Wein, daß er in seinen Gesellenjahren in Budapest bei Fürsten und Magnaten arbeitete, worauf der Jagdpächter und der Richter ihn immer darum baten, für sie, wenn sie früher sterben sollten, den Sarg zu machen; denn dann würden sie bei der Auferstehung überhaupt keine Schwierigkeiten haben. Aus dem Sarg, den der Peter macht, könne man nämlich leicht wieder auferstehen, behaupteten sie. Ansonsten hätten Tische und Betten, die von ihm gemacht worden sind, durch ein paar

Keile ihr Gleichgewicht wieder bekommen müssen. Der Tischler antwortete schlagfertig: Wenn der Jagdpächter all die Marksteine, die er angeschossen hätte, bezahlen müßte, würde er bald bankrott werden. „Und wenn du die vielen Bratwürste, die du von deiner Familie gestohlen hast, gegen Hasen eingetauscht hättest, wären nicht Zwiebeln und Kartoffeln dein heutiges Abendbrot. Auch hätten dann deine Katzen keinen krummen Buckel vor Schlägen.“

Der Kaufmann meinte, der Mund sei nicht zum Streiten, sondern zum Trinken: „Herr Wirt! Noch eine Runde!“

Das Kartenspiel ging weiter. Die Bewohner des Dorfes lebten auch in diesem Frühling noch in guter Eintracht.

Im Mai des Jahres 1939 gab es eine Abgeordnetenwahl. Jede Wahl trennte das Dorf in mehrere Parteien. Diesmal wollte es aber gar übel kommen. Mehrere Zeitungen wurden im Dorf verbreitet, das Sonntagsblatt, das Kirchenblatt, die Landpost, die Günser Zeitung, der Deutsche Volksbote. Die Kandidaten hielten meistens im Wirtshaus ihre Programmreden. Nachher wurde getrunken, aber es kam auch vielmals zum Streit. Der Kandidat der Magyar Élet Pártja war Dr. Konrad Mischung. Anton Keck vertrat die Pfeilkreuzler, und Dr. Alois Beck warb seitens der unabhängigen Kleinlandwirte um Stimmen. Viele sagten, man sollte endlich einmal den offiziellen Kandidaten der Regierung unterstützen, denn bisher habe man doch immer gegen sie gestimmt. Auf diese Weise begegnete man zuerst dem Volksbund, denn Dr. Konrad Mischung war Volksbundaktivist.

Das Dorf bestand zum größten Teil aus Tagelöhnern, die im Mohátscher Weinberg arbeiteten, aus einigen Kleinbauern und aus ganz wenig Mittelbauern. Ihnen allen wurde eine rosige Zukunft versprochen. Die Wahl fand statt, es gab eine Stichwahl, und der Pfeilkreuzler Anton Keck ging als Sieger hervor. In unserem Dorf stimmte die Mehrheit für Dr. Mischung. Die Spannung löste sich nur langsam. Leider war die damalige Lebenslage der ärmeren Menschen nicht allzu glänzend, so daß die unverantwortliche Propaganda es nicht schwer hatte, Mitglieder zu gewinnen.

Im Spätsommer befaßten sich alle Zeitungen mit Danzig. Die älteren Menschen fürchteten sich vor einem neuen Krieg. Einige von den ärmeren Einwohnern gingen nach Deutschland arbeiten, wo sie mehr Geld verdienten als bei uns

daheim. Mit dem Schuljahr 1939 begann auch der Zweite Weltkrieg. Als uns die Nachricht am 1. September über den Kriegsbeginn zwischen Polen und Deutschland erreichte, dachte man noch nicht, daß damit der größte Krieg der Weltgeschichte begann. Einige Wochen später war er schon aus. Wer dachte damals schon daran, daß es noch schlimmer wird? In diesem Herbst wurde auch in unserem Dorf der Volksbund gegründet. Da der Lehrer sowie der Pfarrer dagegen waren, so konnte die Auseinandersetzung nicht maßlos um sich greifen. Die irreführten Menschen hofften auf ein besseres und schöneres Leben. Von den Konzentrationslagern hatte die Dorfbewölkerung nicht die geringste Ahnung.

Da es einige Radioapparate im Dorf gab, lauschten wir gespannt am Silvesterabend, was uns das neue Jahr wohl bringen werde. Man hoffte auf den Frieden, aber auch auf die Rückgliederung der ehemaligen ungarischen Gebiete. Der Winter verging wie gewöhnlich. Die Faschingsbälle blieben nicht aus, es kam die Fastenzeit, und schon war es wieder Frühling. Jetzt wurde es aber lebendig. Radio und Zeitungen berichteten über die Besetzung Dänemarks, über den Krieg in Norwegen, Holland, Belgien und die Besetzung des größten Teils von Frankreich. Man dachte, der Krieg werde in Kürze mit dem deutschen Sieg beendet und wir Ungarn müßten kein Blut vergießen.

Unweit von unserem Dorf, in Mecseknádasd und Siklós, gab es sehr viele polnische Flüchtlinge. Die Leute redeten sehr viel von Siebenbürgen, das in Kürze wieder an Ungarn angeschlossen werden sollte. Auch gingen die Preise in die Höhe. Es kam zwar mehr Geld unter die Leute, doch spürte man, daß der Wert des Geldes nicht mehr derselbe war wie früher. Auch mußten wieder mehrere aus unserem Dorf einrücken.

Im Herbst 1940 nahmen wir begeistert zur Kenntnis, daß die ungarischen Truppen in Siebenbürgen einmarschiert waren. Auf der Landkarte wurde eine neue rote Linie gezogen.

Dem Herbst folgte ein Winter, den die Ungarndeutschen nie vergessen werden. Es gab nämlich die Volkszählung, bei der nach Nationalität, Muttersprache und Staatsbürgerschaft gefragt wurde. Im Gasthaus hat man wochenlang jeden Abend darüber geredet. Ja, Muttersprache nur deutsch, sagten beinahe alle, und Staatsbürgerschaft ungarisch, versteht sich. Bei der Frage nach der Nationalität schieden sich die Geister. Die

Mehrheit entschied sich für „deutsch“. Man konnte doch nicht ahnen, daß dieses Bekenntnis zur deutschen Nationalität oder Muttersprache solch schwere Folgen haben würde wie die Zwangsmusterung zur Waffen-SS, dann die Umsiedlung und die Aussiedlung. Doch davon später.

Im Frühling 1941 wurde es sehr unruhig. Am Palmsonntag zogen sehr viele deutsche Flugzeuge über unser Dorf hinweg. Es hieß: Krieg mit Jugoslawien. Da die Grenze nur 20 km vom Heimatdorf entfernt ist, war man ein oder zwei Tage lang sehr gespannt. Doch die jugoslawischen Truppen zogen sich rasch zurück, und das Baranya-Dreieck, die Batschka sowie das Gebiet zwischen Drau und Mur wurden Ungarn angegliedert. Der Krieg dauerte kaum zwei Wochen.

Unseren pensionierten Lehrer sahen wir jetzt öfter im Gasthaus. Bei einigen Stammtischen verbreitete sich eine fast unglaubliche Nachricht: deutsche Truppenzusammenziehungen an der sowjetischen Grenze. Das hielt man für eine englische Lüge. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns dann die Nachricht an jenem Sonntagmorgen: Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Hitler soll gesagt haben, er lege das Schicksal des deutschen Volkes wieder in die Hände der Soldaten. Die Stimmung im Dorf war sehr gedrückt. Im Gasthaus erwähnte man hier und da Napoleon. Ungarn blieb vorläufig neutral, doch kamen bald wieder die Einberufungen. Niemand dachte mehr an ein Manöver. Der Kleinrichter verkündete, daß jede politische Aktivität streng verboten sei, da das Vaterland in großer Gefahr sei. Einige Tage später erklärte auch Ungarn der Sowjetunion den Krieg.

Im Frühling 1942 kam die erste Todesnachricht. Fünf junge Dorfleute, die immer beisammen waren, feierten am 19. März an der Front den Namenstag des Josef Bischof. Noch am Vormittag kam es zu einem Gefecht, und Josef Bischof blieb tot auf dem Schlachtfeld. Er war das älteste Kind der Eltern, hatte zu Hause noch acht Geschwister, Frau und ein zweijähriges Kind. Die Witwe bekam kurze Zeit darauf eines Sonntags nach der Messe vom Herrn Kaplan eine Tapferkeitsauszeichnung, da ihr Mann sein Leben als „Honvéd“ fürs Vaterland geopfert hatte, und er wurde als Vorbild hingestellt. Mehr kann das Vaterland nicht geben; die erste Kriegswitwe und Kriegswaise des Dorfes werde man aber nie vergessen, nie im Stich lassen. So der Kaplan.

Niemand konnte damals ahnen, daß vier Jahre später die Witwe und ihre Tochter auf der Aussiedlungsliste stehen würden. Von dieser Zeit an fürchtete man sich, wenn der Briefträger die Post austrug.

Die Kameraden des Gefallenen mußten aber weiter und tiefer nach Rußland hinein, bis zum grausamen Rückzug 1942/43. Dieser Rückzug war viel schlimmer als der Tod. Sie ahnten nicht, daß sie kurz nach der Abrüstung wegen des Bekenntnisses zur deutschen Muttersprache, laut einer Verordnung, zur deutschen Zwangsmusterung getrieben würden, um dann als Mitglieder der Waffen-SS wieder an die Front geschickt zu werden. Und da gab es keine Hilfe. Oder?

Eine Siegesmeldung jagte die andere und eine Einberufung die andere. So lebte man zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Einige junge Burschen gingen freiwillig zur Waffen-SS. Ihre Eltern waren voller Verzweiflung. Sie konnten aber die Meldung nicht rückgängig machen.

1943. Die ersten Kriegsheimkehrer. Diejenigen, die den grausamen Rückzug mitmachten, schreckliche Erlebnisse hinter sich hatten, körperlich wie moralisch gänzlich ruiniert waren, durften abrüsten. Sie erzählten im Gasthaus von der bitteren Kälte, von dem im hohen Schnee kein Ende nehmenden Rückzug. An der Flanke immer und überall sowjetische Truppen. Ohne Rast und Ruhe nur fluchtartig zurück, denn sonst gerieten sie in den Kessel. Das war die Losung. An dem Rand des im Schnee gestampften Weges der schauerliche Anblick der Toten. So mancher vom Schnee zugeweht, andere vom Wind entblößt. Niemand beerdigte sie. Hie und da wurden Uniformteile von den Leichen gezogen. Angst, Furcht und Schuldgefühl beschlich die Menschen, sie brachten es mit nach Hause, übergaben es der Umwelt und konnten es doch nicht loswerden. Dieses alles erzählte man im Gasthaus flüsternd.

Auch zu Hause wurde das Leben immer schwerer. Doch im Frühling 1944, als deutsche Truppen in Ungarn einmarschierten, sollte es richtig losgehen. Es wurde kundgetan, daß jeder, der sich 1941 zur deutschen Muttersprache bekannt hatte, laut einer ungarischen Regierungsverordnung, dem Befehl zur deutschen Musterung Folge leisten müsse. Wer dem Musterungsaufruf nicht freiwillig folgte, werde von der Gendarme-

rie gestellt. Wer aber sich auch weiterhin weigere, werde dem Kriegsgericht überstellt. Dieser Befehl betreffe alle, die das siebzehnte Lebensjahr vollendet hätten – bis zu 45.

Die große Mehrheit wollte aber den Befehl nicht befolgen. Der Richter und der pensionierte Lehrer gingen zur Kommandantur der Honvéds. Ein Oberleutnant empfing sie und sagte ihnen: „Es ist uns verboten, Schwaben in die Reihen der Honvéds aufzunehmen. Auch kämpfen wir Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind. Geht nach Hause und denkt, ihr seid die Brücke zwischen dem deutschen und dem ungarischen Heer.“ Der Lehrer wurde stutzig: Was sagt der Offizier? Brücke? Wenn man eine Brücke baut, unterzieht man sie einer Belastungsprobe. Denn man belastet diese Brücke nicht mehr, als sie tragen kann. Laut sagte er aber: „Herr Oberleutnant! Ich befürchte, diese Brücke ist nur ein Gehsteig und man wird sie von beiden Seiten überbelasten. Wenn sie dann unter der Last bricht, wird man sie noch dafür verantwortlich machen. Unser Dorf hieß Ráczgörcsöny. Wer kann mir sagen, wo die ehemaligen hier wohnhaften Serben sind und wie sie sich fühlen?“ „Halten Sie ein, Herr Lehrer“, sagte der Oberleutnant. „Ich verstehe Sie sehr gut, kann aber nichts ändern. Wenn Sie kein größeres Unheil stiften wollen, dann befolgen Sie den Befehl, denn es ist Krieg, und die Gefahr ist größer, als Sie vielleicht denken.“ Wir fragten uns, sind wir denn Stiefkinder auf dieser Welt? Wenn wir schon auf das Schlachtfeld müssen, warum nicht in der ungarischen Uniform. „Unsere Ahnen“, so der Herr Lehrer, „von denen so manche in Arad 1849 Märtyrer wurden, waren doch auch deutscher Muttersprache. Da war der in Zombor geborene Josef Schweidel, der das vierte Husarenregiment von Wien zurück nach Ungarn führte, da war der Regimentskommandant Graf Apponyi, der nicht geneigt war, mit dem Regiment nach Ungarn zu kommen. Er wurde in Arad erschossen. Der erste, dem der Henker den Strick um den Hals legte, hieß Ernst Pöltenberg. Der jüngste unter den hingerichteten Generälen war Graf Karl Leiningen. Und für uns gibt es keine Honvéduniform? Da hatten wir es mit der Parole ‚Rumpfungarn ist kein Reich, Großungarn das Himmelreich. Uns schickte man nach Oberungarn, dann nach Siebenbürgen, in die Batschka und jetzt? Wie gut wäre jetzt ein Kossuth!“

An den Sieg glaubte niemand mehr: Englisch-amerikanische Flugzeuge überflogen jeden Tag zu Hunderten das Dorf. Schöne Heimat, was wird aus dir?

Kurz vor dem Schnitt verließen beinahe alle waffenfähigen Männer das Dorf. Die Stammtische im Gasthaus wurden leer, die Neckerei hatte ein Ende. Alte und Kinder mußten zur Ernte ziehen, die Dreschmaschinen bedienen und die Säcke tragen.

Die Dreschmaschinen verstummten kaum, und man suchte schon nach den ersten Deserteuren, die vom deutschen Heer geflüchtet waren. Man suchte sie, denn sie waren dem deutschen Kriegsgesetz nach des Todes. Sie flohen nicht aus Feigheit, da sie ja den bitteren Rückzug und die Zerschlagung des ungarischen Heeres am Don miterlebt hatten. Sie wußten, was jetzt vor sich geht, kein Heldenkampf mehr, sondern ein Verbrechen. Zerstörung der menschlichen Kultur, Vernichtung von unschuldigen Menschenleben. Sie kannten das große Elend und Leid, welches in den besetzten Ostgebieten herrschte. Mancher Dorfbewohner wußte von dem Aufenthalt der beiden Deserteure aus unserem Dorf in dem Weingartenhäuschen, doch es gab keinen, der sie verraten hätte.

Anfang November kamen dann deutsche Agitatoren, die uns aufforderten, die Heimat zu verlassen und mit Hab und Gut nach dem Westen zu flüchten. Sie sagten, es könne sein, daß die Donau zum Frontgebiet werde, und man wolle uns das Leben retten. Wörtlich sagten sie: „Ins Deutsche Reich kommt nie ein feindlicher Soldat. Der Einsatz der neuen Waffen wird schnell eine Wende in der Kriegslage herbeiführen. Das Land der Ahnen gibt euch Schutz.“

Wir aber wußten doch, welche schreckliche Bombardierungen täglich ganz Deutschland über sich ergehen lassen mußte. Uns dahinlocken, das müssen ja ganz gewissenlose, verantwortungslose Menschen sein. Beinahe zweihundert Jahre ist das unsere Heimat. Freiwillig verlassen wir sie nie. Schutz gibt nur die Heimat.

Für eine Zwangsevakuierung reichte die Zeit nicht.

An einem Novembersonntag kamen deutsche Soldaten und requirierten das Rindvieh, die Schweine und die Schafe. Blitzartig wurden viele Schweine geschlachtet und lagen tot im Schweinestall, als die Soldaten in den Hof kamen. Sie drohten mit Erschießen, doch man tat niemand etwas an. Am darauf-

folgenden Montag war beinahe in jedem Haus das Aufarbeiten des am vorigen Tag notgeschlachteten Schweines im Gange. Dazu ab und zu Maschinengewehrfeuer von allen Seiten und das Dröhnen der sowjetischen Schlachtflugzeuge. Hie und da zog noch ein vereinzelter deutscher Soldat durchs Dorf. Honvéds sahen wir keine. Immer mehr verließen das deutsche Heer. Sie wußten, daß ihr Leben in Gefahr war, wenn sie von der Feldpolizei erwischt würden. Da gab's nur eins: auf der Stelle erschießen.

Neben anderen kamen am Dienstag, dem 27. November, spät-abends, zwei Dorfbewohner in SS-Uniform nach Hause. Durchs ganze Dorf gingen sie flüsternd, denn sie galten für die Deutschen als fahnenflüchtig, also die Kugel, für die Russen als SS-Angehörige, also Tod oder Gefangenschaft. Der eine erreichte sein Haus, ging leise hinein. Nach drei Häusern hätte der andere auch das lang ersehnte Ziel erreicht. 6 Kinder warteten auf den Vater, den Brotverdiener. Knapp vor dem Haustor sprang eine Gestalt auf ihn zu und rief: „Stoi!“ „Lausbuben“, sagte der Mann, „scherzt nicht, denn wir sind im Frontgebiet!“ Ein Schuß krachte, und im Nu war er von russischen Soldaten umringt, die „SS“ und „Faschist“ riefen.

Frau und Kinder hörten den Vater, den Schuß und den Lärm vor dem Haus, sie getrauten sich aber nicht, die Tür aufzumachen. Auch kam ein Offizier herbeigeeilt, der gut deutsch konnte. Er sagte: „Leugnen Sie nicht, daß sie eine Patrouille bilden, unser Posten hörte das Flüstern und die Schritte im Nachbarhof.“ Da man nur ans Sterben, im besten Fall an die Gefangenschaft denken konnte, wollte er seinen Kameraden, der ebenfalls den Schuß gehört haben mußte, nicht verraten.

Zum Glück war auch ein von Mohatsch geflüchteter Jude da, der sich bei Ungarndeutschen im Dorf versteckt hatte, später Bürgermeister in Mohatsch wurde und auch gut russisch redete. So konnte das Mißverständnis geklärt werden. „Gut“, sagte der russische Offizier, „wenn Sie hier wohnen und sechs Kinder haben, dann wollen wir Sie nicht als Kriegsgefangenen betrachten. Bitte, klopfen Sie an!“ Der Vater klopfte leise, die Tür ging auf, denn man hatte ja schon im Lärm seine Stimme erkannt, und Frau wie Kinder fielen dem Vater um den Hals. Das kleinste war drei Jahre alt. Die Mutter wollte in ihrem ersten großen Schrecken die SS-Uniform sofort verbrennen. Der Offizier sagte aber: „Die Uniform ist nicht schuld, auch

wird sie noch gut zu gebrauchen sein in dieser Kälte. Lebt glücklich in Frieden!"

Für sie hatte der Krieg ein gutes Ende.

Der größere Teil des Dorfes sollte erst am nächsten Tag von russischen Truppen befreit werden. Als die Truppen ins Dorf zogen, kamen die Kinder scharenweise auf die Gassen. Die Soldaten fragten: „Madjarski?“ Die Kinder antworteten: „Igen, igen“. Nach dem Zwischenfall in der Nacht fragten die Soldaten wieder die Kinder: „Na, Madjarski?“ Die Kinder gingen beschämt weiter, denn sie wußten ja, daß sie Schwaben waren. Auch sammelte man Bettzeug, Polster und Federdecken für die verwundeten Sowjetsoldaten. Die Bevölkerung gab gerne, denn man wollte, soviel nur möglich war, wiedergutmachen. Wir hofften und glaubten, daß Angst, Leiden und Schrecken für immer der Vergangenheit angehörten. Es war aber eine Täuschung. Es gab noch Kriegsarbeiten, wo wir teilnehmen mußten, innerhalb und außerhalb des Landes.

Im März 1945 hieß es, daß deutsche Truppen die Drau überschritten hätten und vor Harkány stehen sollten. Das sind so 40 km von unserem Heimatdorf. Sehr viele mußten daher entlang der Karasica Schützengräben ausheben. Wir gingen nach Szederkény arbeiten. Die deutschen Truppen wurden aber rasch zurückgeschlagen, und wir durften am Palmsonntag nach Hause gehen, und die Frühlingsarbeit begann für uns. Da die Pferde mit der Front weiterzogen, mußten wir mit Kühen und Ochsen das Feld bestellen. Den Heimatboden, der uns das Vertrauen zum Leben, zur Zukunft wiedergab.

In diesem Frühling kamen auch wieder unsere Störche zurück, doch waren die Aspenbäume gefällt, und so mußten sie ihr Nest auf einen Strohschober bauen. Sie waren die ersten Heimatlosen. Wir aber fühlten uns glücklich und schauten sehr viel den Hügel hinauf, wo auf dem Kalvarienberg die von uns gesetzten Kastanienbäumchen ihre ersten Blüten brachten, den Hügel hinauf, wo wir als Kinder mit dem Lehrer in den Akazienwäldern die schönen Ausflüge gemacht und Natur wie Heimat liebgewonnen hatten.

Immer mehr Heimkehrer trafen ein. Die Menschen versöhnten sich und wollten von nun an in Frieden und guter Eintracht der Heimat dienen. Es gab ja wenig Familien, die nicht jemanden zu betrauern hatten. Mancher, der für tot gehalten wurde, kam unverhofft an, und die Seinen waren überglücklich.

Dieser Zustand war aber von ganz kurzer Dauer. Niemand dachte damals noch, daß in Kürze Züge rollen und die Schwaben massenweise ausgesiedelt, umgesiedelt und heimatlos würden.

Die Störche waren die ersten Heimatlosen. Sie konnten sich nicht damit abfinden, daß dort, wo jahrzehntelang jeden Frühling ihr Nest auf sie wartete, jetzt ein leerer Platz war. Sie umkreisten tagelang die Wiese, wo einst die Aspenbäume standen. Die Dorfbevölkerung bedauerte sie sehr, und ein junger Mann sagte: „Als beim Don-Rückzug in drei Tagen wir von 48 Mann auf 16 zusammenschrumpften und ich dann doch glücklich nach Hause kam, fand ich meine Familie in meinem Haus. Als ich dann zur Waffen-SS fortmußte und kurz darauf flüchtete, blieb mein Heim erhalten. Auch die Front verschonte es. Ich will den Störchen helfen.“ Er nahm ein Wagenrad, band es auf eine Stange, befestigte es auf dem Strohschober, und die Störche bauten ihr Nest darauf. Jeden Morgen weckte ihn das fröhliche Klappern der Störche. Eines Tages aber kamen ungarische Geheimpolizisten in sein Haus und wollten ihn sprechen. Er dachte, bestimmt gehe es darum, daß er seinerzeit von den Deutschen zum Tode verurteilt worden war, und man möchte wohl sich nach den näheren Umständen erkundigen. Sie aber sagten barsch: „Da Sie bei der SS gedient haben, sind Sie verhaftet. Folgen Sie uns. Bei Fluchtversuch wird geschossen.“

Dem Mann stockte das Blut. Rasch ging es durch seinen Sinn: 1943. Der Rückzug. Er sah Hunderte von Toten. Dann die Zwangsmusterung, das Einrücken, die lebensgefährliche Flucht nach Hause. Täglich in Lebensgefahr, er und seine Familie. Jetzt, da er im wahren Sinne des Wortes befreit wurde, Internierung beim Fluchtversuch Erschießungen? So etwas kann es ja einfach nicht geben. Der Schwiegervater des jungen Mannes brachte eine Flasche Wein aus dem Keller, um die Gäste nach altem Schwabenbrauch zu bewirten. Der Polizist schlug die Flasche gegen das Wagenrad, daß sie in unzählbare Stücke zersplitterte. Der alte Mann fing zu weinen an. So etwas könne es nicht geben. Er konnte nicht begreifen, wie das möglich war.

Unser guter alter Lehrer sowie der Dorfrichter wollten den wohl auf einem Mißverständnis beruhenden Fall klären. Einen Mann, der Monate vor dem Eintreffen der sowjetischen Truppen aus dem deutschen Heer flüchtete, in das er einer unga-

rischen Verordnung zufolge einberufen worden ist, jetzt verhaften? Das kann es ja nicht geben. Man muß die Gründe und Ursachen prüfen. Auch sie wurden interniert.

Das war der Anfang unserer Tragödie, und wer ahnte wohl damals, daß dreißig Jahre später über zwanzig von unseren Schwabenkindern eine Hochschule absolvieren, siebzig bis achtzig die Reifeprüfung bestehen, beinahe jedes Haus neu aufgebaut wird, eine neue Asphaltstraße durchs Dorf zieht und unsere Kinder mit Personenkraftwagen umherfahren. Doch davon später. Jetzt von der Zeit, als wir heimatlos und schutzlos wurden. In den meisten Familien wußte man nur ganz wenig von den Angehörigen, die zu den Deutschen einrücken mußten. Wenn jemand aus der Gefangenschaft heimkehren konnte, getraute er sich nicht, von den Kameraden Nachrichten zu überbringen. Abends aber konnte man hier und da doch jemanden erblicken.

Das Geld hatte beinahe jeden Wert verloren, man lebte von heute auf morgen.

Die Ernte war auch diesmal mit großen Schwierigkeiten zu bewältigen, denn zum Großteil arbeiteten nur Kinder und alte Leute auf dem Feld.

Die Internierung ging weiter, wenn jemand vom deutschen Heer heimkam, gleich, ob er Freiwilliger war oder nicht. Es gab sogar welche, die während des Krieges Antifaschisten waren, doch fühlten sie sich jetzt auch nicht mehr sicher. Zum Schlafplatz suchten sich die Männer so eine Stelle aus, von wo sie stets flüchten konnten. Doch wir dachten, auch dies wird ein Ende nehmen, man könne doch das Hausvieh und die Felder nicht vernachlässigen.

Bei der damaligen Polizei gab es welche, die wußten, daß es nicht gut ist, wenn man die Schwaben nicht arbeiten läßt, denn noch nie fehlten die landwirtschaftlichen Erträge so sehr wie damals. Eben deshalb ließen sie, als sie sich dem Dorf näherten, einen Schuß krachen, und wir gingen ins Versteck. Ein weiterer Schuß verriet uns, daß sie gegangen waren, und wir arbeiteten weiter. Wir hofften immer wieder, daß sich in Kürze alles klären würde. Die Schuldigen werden für ihre Schuld büßen, die Unschuldigen aber wird man in Frieden lassen. Man dachte an eine materielle und moralische Strafe, nicht aber an Enteignung von Haus und Hof. Denn Vergehen und Strafe sollen in Einklang stehen, so dachte man.

Im Hochsommer kamen dann Székler-Ungarn, die in Siebenbürgen ebenfalls heimatlos geworden waren, in die Nachbargemeinden. In unser Dorf aber kamen keine Székler, sondern Deutsche aus dem damaligen Hercegszabar. Wir teilten mit ihnen unsere Wohnung, wußten wir doch, daß wir in Kürze alle nicht mehr hier sein würden. Wir hörten, daß in Potsdam ein Abkommen geschlossen worden war, nach dem alle, die sich 1941 zur deutschen Muttersprache oder Nationalität bekannt oder ihren madjarisierten Namen wieder aufgegeben oder beim deutschen Heer gedient hatten, ausgesiedelt würden. In Mohatsch erschienen Plakate, auf denen zu lesen war, daß die Aussiedlung keine Strafmaßnahme gegen die deutsche Bevölkerung sei, sondern daß sie zurückgesiedelt würden ins Land der Ahnen, wo ihre Brüder und Schwestern leben. Ins Land der Ahnen? Alle Erinnerungen und Erlebnisse banden uns hierher. Unsere Ahnen ruhen hier. Wo gibt's für uns noch ein Land der Ahnen? Leben nicht unsere Brüder und Schwestern hier?

Im Frühling 1946 kam dann eine Liste ins Dorf, die alle erfaßte, welche fort mußten. Daß auch die erste Kriegswitwe und Kriegswaise des Dorfes darauf waren, denen das Vaterland ewige Unterstützung zusagte, welche Tragödie! Ihr Vater und ihre Mutter sowie der Bruder mit Familie sollten hier bleiben, da sie im Jahre 1941 alles ungarisch schrieben. Sie und das Kind waren auf der Liste. Und da konnte niemand helfen. Oder?

Als Erinnerung an den in fremder Erde ruhenden Gatten besaß sie doch seine Tapferkeitsauszeichnung. Schrecklich war es nur, daß sie jetzt von ihren Eltern getrennt wurde, die ihr nach dem Verlust ihres Mannes noch eine Stütze waren. Sie sagte: „Mein Mann, der sein Leben lang im Dorf Knecht war, ruht jetzt im weiten Rußland. Meine guten Eltern und Geschwister bleiben hier, und ich mit dem Kind muß fort. Wer kann da sagen, warum?“

Auf den Friedhof trug man im Frühling die schönsten Rosenstöcke und setzte sie auf die Gräber der Angehörigen. Rosenstöcke, sagte man, leben sehr lange, das beweist doch der verlassene Friedhof der Serben, und vielleicht bleibt doch mancher hier. Allabendlich zogen die Burschen und Mädchen im Dorf umher und sangen die schönsten Heimat- und Abschiedslieder. Die Furcht war verschwunden. Da wir alles

verlieren sollten, hatten wir nichts mehr zu fürchten. Jeder hatte sich mit jedem versöhnt, wir wollten uns in Frieden voneinander verabschieden. Auf einmal hieß es, im Jahre 1946 gebe es keine Aussiedlung mehr; sie werde für eine bestimmte Zeit aufgeschoben.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wir mußten hart weiterarbeiten, um über den Winter versorgt zu sein. Zum Glück kam das neue Geld, und so bekam man den Lohn der Arbeit in guter Währung. Die Menschen aber waren im allgemeinen ärmer geworden. Fast ein Jahr in Unsicherheit leben, dabei sich mehrmals im Versteck aufhalten, die beispiellose Inflation, das brachte Armut. Im Frühling 1947, nachdem drei- und siebenzigtausend ungarische Slowaken freiwillig in die Slowakei auswanderten, mußten achtundachtzigtausend Ungarn die Tschechoslowakei verlassen. Auch in unser Dorf kamen Ungarn aus dem Oberland. Die größten Bauernhäuser wurden geräumt, ob der Besitzer nach den Angaben der Volkszählung deutscher oder ungarischer Muttersprache war. Viele Schwaben wurden umgesiedelt. Die Mehrheit aber blieb im Dorf.

Erst jetzt begriffen wir ganz die Gefühle der Störche, warum sie so oft die leere Wiese umkreisten, wo einst die Aspenbäume standen, auf denen ihr Nest war.

Im Spätsommer gab es wieder eine Aussiedlung. Diesmal in die Sowjetische Besatzungszone. Unser Dorf blieb wieder verschont. Wir fühlten uns aber keinen Tag sicher. Einen Plan für die Zukunft konnte niemand machen. Wir lebten von heute auf morgen. Unsere Leute wurden immer ärmer. Es war ein schwerer Winter, der von 1947 auf 1948. Der Frühling brachte wieder etwas Hoffnung für die heimatlosen Menschen in der Heimat. Dann kam im Spätfrühling wieder eine Aussiedlungswelle. Diesmal erfaßte sie auch unser Heimatdorf.

Vor zwanzig Jahren gingen die Serben von Rácsgöröcsöny fort, dann wurde es Cselegöröcsöny. Jetzt mußten die Schwaben gehen. Anderthalb Jahrhunderte hatten sie in Gut und Schlecht nebeneinander gelebt, hatten gemeinsame Freuden und Leiden. Jetzt mußten sie an die nämliche Bahnstation fahren. Beinahe das ganze Dorf mußte sich auf die große Reise vorbereiten. Doch ein Teil der Schwaben flüchtete vor der Aussiedlung. Es gab wenig Kellerhäuser auf dem Mohatscher Weinberg, wenig Gehöfte auf der Insel bei Mohatsch, wo sich

nicht ein oder zwei Schwabenfamilien versteckt hätten. Ja, in der Stadt selbst gaben viele Ungarn, Kroaten und Serben den Schwabenflüchtlingen eine Stube.

Es regnete in Strömen. Da wir aber nur einen Feldweg und keine Landstraße hatten, waren die Wege fast unbefahrbar. Die den Befehl zur Aussiedlung gaben, die kümmerte das wenig. Doch die Pferde vermochten kaum die beladenen Wagen den Hügel hinaufzuziehen. Nur fünf Familien brachte man den Hügel hinauf, dann waren die Wege einfach unbefahrbar. Zum Abschied blieb wenig Zeit. Der Weg führte am Friedhof vorbei. Man warf rasch einen Blick in das Reich der Toten, gedachte derer, die hier ruhten. Am Hügel angekommen, sah man noch einmal den Bildstockbaum, sah unsere alte Eiche, welche wir immer schon als Symbol betrachteten, und weiter ging's nach Mohatsch, wo die leeren Waggons warteten. Für die noch leer gebliebenen Waggons holte man rasch Schwaben aus Lánycsok. Der Zug kam ins Rollen.

Fünf Familien eines Dorfes unter lauter fremden Menschen. In der Ecke saß eine Frau mit ihrer Tochter, die kaum fünf Jahre alt war. Von ihrem Mann hatte sie keine Ahnung. Er zog von der Heimat fort, kam an die Front, dann in die Gefangenschaft, und als er Jahre später heimkam, war seine Familie nicht mehr da. In seinem Hause fand er fremde Menschen, und wie hätten sie es damals ahnen können, daß etwa 30 Jahre später ihr Schwiegersohn hier in der Heimat vom ungarischen Staatspräsidenten die Kongreßfahne übernimmt, die die Produktionsgenossenschaft als die beste Genossenschaft erwirbt, und er deren Leiter sein wird.

Im anderen Waggon saß wiederum eine Frau mit ihrer Tochter. Traurig dachte sie an ihren Mann und Sohn, die sie niemals wiedersah, von denen sie keine Nachricht hatte. Sie hoffte aber, daß sie beide noch lebten. Auch blieb ihr anderes Kind zurück in der Heimat, und so fühlte sie sich ganz verlassen. Sie kamen in die Sowjetische Besatzungszone. Ihre Gedanken, ihre Gefühle aber waren stets in der alten Heimat bei den Zurückgebliebenen. Das Heimweh ergriff sie stark, so daß sie es in der Fremde nicht länger aushalten konnte. Land und Leute waren ihr fremd, eine ganz andere Lebensweise, ganz andere Bräuche und Sitten. Sie fühlte das Heimweh immer stärker. Tag und Nacht. Eines Tages brachen sie auf. Die eine ein Jahr später, aber beide nahmen den gleichen Weg. „Und wenn es

uns das Leben kostet“, sagten sie, „wir gehen heim.“ Sie wußten, daß zu Hause kein Triumphbogen auf sie wartete, da sie ja zuvor auch Tagelöhner waren. Sie flüchteten, ja, sie pilgerten der schönen Heimat zu. Doch die Hoffnung auf das Wiedersehen ließ alle Müdigkeit verschwinden. Von der Sowjetischen Zone ging es in die Englische, denn nur so konnten sie die heißgeliebte Heimat erreichen. An der Grenze gab es noch Unannehmlichkeiten, da sie ja keine Grenzübertrittsscheine hatten.

Zuerst erblickten sie von der Heimat den Eichbaum, der als Dobokaer Bildstockbaum in der ganzen Gegend bekannt war. Zu Hause angekommen, fühlten sie sich glücklich, denn in der Heimat gingen gewaltige Veränderungen vor. Wir Schwaben waren zwar arm, aber wir hatten wieder unsere Rechte. Man begann, die Menschen ihrer Arbeit nach zu beurteilen und nicht mehr nach Herkunft und Sprache.

Doch etwas vermißte man. Die Störche bauten im Dorf kein Nest mehr. Vom Strohschober hatte sie der neue Besitzer vertrieben. Sie flüchteten auf den Rauchfang des Schulgebäudes. Aber auch da fühlten sie sich nicht wohl. Schließlich flogen sie fort vom Dorf. Jeden Frühling kamen sie für ein, zwei Tage, zogen dann aber in einen für uns unbekanntem Ort weiter. Ob sie je wiederkehren?

Dreißig Jahre später ruht eine Frau, die vergeblich auf den Gatten und den Sohn gewartet hatte, auf dem Friedhof. Der Wirt beendete damit seine Erzählung.

Intermezzo anno 1944

Josef Mikonya

Die blasser Herbstsonne war kaum hinter den düsteren Bergen untergegangen, gleich ließ sich ein dichter Nebel über das ganze Tal hernieder. Die Wälder hüllten sich in geheimnisvolle Stummheit ein. In der Ferne brüllte zuweilen ein Hirschbock wehmutsvoll. Die Paarungszeit war da.

Die Fenster der Häuser waren verfinstert, man konnte glauben, das Dorf sei ausgestorben. Doch hinter den Fenstern ging das Leben fast wie gewöhnlich weiter ...

Vor dem Schulgebäude ging der Posten mit ausgemessenen Schritten auf und ab. Durch die Schulfenster sickerten Lärm und Gelächter heraus: Ein Unteroffizier brüllte mit den jungen Rekruten, die vor Erschöpfung fast auf die Strohsäcke fielen. Diese Jungen hatten noch vor drei Wochen in der Batschka und in der Branau auf den Ackerfeldern gearbeitet, sie hatten keine Ahnung, was das Soldatenleben heißt. Heute trugen sie die graue SS-Uniform. Einer von ihnen hatte sich schon entschieden: „Heimlich werde ich abtreten!“

In den Zeitungen war allerdings nur von Freiwilligen die Rede. Auch in diesem Dorf hatte man bereits den Rest der Männer zwischen 18 und 40 Jahren eingezogen. Sie wurden an die rumänische Grenze transportiert. Einige verweigerten den Befehl und versteckten sich. Nach ihnen fahndete die SS Tag und Nacht. Dem Volksbundführer Jakob Wetzler hatten die Frauen die Fensterscheiben eingeworfen. Seitdem getraute er sich nur mit Begleitung auf die Gasse.

Im anderen Klassenraum erzählte ein SS-Veteran den Rekruten seine Liebesabenteuer. Die Jungen lauschten mit aufgesperrtem Mund.

Die Glocke am Kirchturm hat acht Uhr geschlagen.

Ein paar Häuser weiter, am Walterhof, saß eine vielköpfige Gesellschaft im Stall, am Maishaufen: sie hatten Kukuruz geschält. Ein blasses Licht beleuchtete den großen Stall. Die Maiskolben flogen flink in die Körbe. Die Burschen trugen sie dann auf den Dachboden hinauf. In der Ecke des Stalles stand ein schwarzer Gaul, der gelangweilt am Haferstroh knabberte. Neben dem Gaul wiederkäute ruhig eine Kuh.

Die bunte Gesellschaft war — außer einigen älteren Leuten — heiter, denn der Hausherr war mit seinem Wein freigebig und dieser hatte die Zungen gelöst. Franz Walter, der Herr des Hauses, war ein Invalide, im Ersten Weltkrieg hatte er das linke Bein verloren. Seinen Grund bestellte Matthias Sparer als Pächter. Sparer's Verwandte und Bekannte halfen beim Maisschälen. Auch vier SS-Soldaten hatten geholfen: Günter, Helmut, Hans und Otto. Abends halfen sie immer gern, besonders, wo man Mädchen sehen konnte. Die Jugend machte ihr Techtelmechtel, die Soldaten waren dabei. Besonders Hans war allgemein beliebt, er war ein großer Scherzmeister, er konnte auch sehr schön singen.

„Bitte, Hans, sing' uns ein Lied“, bat ihn Anna, die Tochter von Sparer.

„Otto hat eine schönere Stimme“, wehrte sich Hans scherzhaft, „der soll euch singen!“

„Du, Hans“, sagte Otto, „sei doch nicht so genügsam, du singst ja schöner als eine Krähe ...“

„Ja, meine Damen und Herren, das ist die Wahrheit“, bestätigte Helmut, „wollte man den Feind gefangen nehmen, so wurde immer unser Freund ins Feld geschickt. In der Nacht stellte er sich auf eine Höhe und sang wie eine Nachtigall. Er bezauberte den Feind so sehr, daß man mit einem Dutzend Gefangenen zurückkehrte.“

„Ach du, du halt nur deine Fresse, Helmut“, versetzte Hans. „Wenn du im Schützengraben deine Stiefel ausziehst, dann verläßt der Feind seine Deckung ...“ Helmut drückte Hans einen brandigen Maiskolben an die Stirn, sein Gesicht wurde ganz schwarz. Hans war nicht faul, er riß ihm den Kolben aus der Hand und zerrieb den Rest an Helmut's Nase und Ohren. Die beiden sahen aus wie ein paar Neger. Schallendes Gelächter begleitete das scherzhafte Treiben.

„Michl, sei so kuat“, bat der Hausherr einen Jungen, „fü au ti Floschn!“

Der Junge, Michael Vögelein, trug fleißig den Wein; am ganzen Abend hatte er zu tun, mit der Flasche in den Keller auf und ab zu gehen. Er allein von den Jungen sah betrübt aus, er lachte wenig. Michel kannte einen jeden Winkel im Haus. Seit seinem zwölften Lebensjahr diente er am Walterhof, bis sein Vater in den Krieg mußte. Danach mußte der Junge zu Haus statt seinem Vater die Arbeit verrichten, denn der Opa

konnte nichts mehr helfen. Der Junge half öfters noch dem Bauern Walter bei der Arbeit, dafür konnten sie den Rigó haben, um in die Mühle zu fahren oder eine andere Fuhr' zu machen. Jetzt war der Michel sehr bekümmert, seine Gedanken waren ganz woanders... Er hörte von Leuten, die irgendwelche Auslandsender fangen konnten, verschiedene Nachrichten, die ihn sehr nachdenklich machten und sehr mitgenommen hatten. Ein bißchen konnte er auch in der Zeitung zwischen den Zeilen lesen. Das größte Leid machte ihm sein Vater, von dem sie nichts wußten. Die letzte Nachricht kam von ihm im Jahre 1942 aus Starij-Oskol. Stefan Laub hörte er in der Schmiede sagen: „... mir könnt ihr erzählen von denen da, was ihr wollt, ich hab' ihr richtiges Gesicht gesehen ... schaut mal her!“ Er deutete auf seinen erfrorenen Fuß und erzählte dann, wie ihm, der zwei Kriegskameraden vor dem sicheren Tod retten wollte, der Schlitten weggenommen wurde. „Kurzum“, sagte er, „sie warfen die Verwundeten vom Schlitten und hauten mit den Pferden ab. Damals habe ich mich geschämt, daß ich die deutsche Muttersprach' habe.“

Als der Krieg begann, war der Michel elf Jahre alt, damals wußte er noch wenig von der Welt. Er freute sich, daß Ungarn wieder groß wird, so groß, wie es schon einmal gewesen war. Und daß es so groß werden soll, dafür muß man tapfer kämpfen ... So lernte er es in der Schule, und er glaubte daran, denn der Lehrer lügt nicht.

Als er nun aus dem Keller zurückkehrte, sah er, daß die Soldaten sich nicht lange bitten ließen. Hans gab den Ton an. Sie sangen Soldatenlieder und auch schöne Volkslieder. Die Zeit verflog unbemerkt.

„I teaf schlofa kei!“ schrie ein Mädchen, die Moser Kati, als das Lied beendet war, während sie einen roten Maiskolben emporhielt.

„Katrin, ich möchte gern meinen Traum mit dir teilen!“ schmeichelte Hans.

„Na, da habt ihr ihn schon wieder“, spottete Helmut. „Neben dir kann man ja überhaupt nicht schlafen, weil du wie ein Bär schnarchst!“

„Ach du Schlafwandler! Am besten bleibst du still!“ trumpfte Hans auf.

Ein Junge aus der Gesellschaft, der Ziegler Jani, machte vom Maislaub eine Puppe, die hielt er dem Mädchen hin und sagte:

„Schau hea, Kati! Teis weat tei Schlofkumarod ... na, wos sogst tazua?!

Das Mädchen griff nach der Puppe, der Bursche warf sie davon ... Eine Weile tanzte die Puppe wie ein Ball in der Luft herum, von Hand zu Hand, bis sie ganz zerrissen war.

„Sichst, heist sie hea kebn!“ sagte Kati bedauernd.

„Teis is aa a Malheur!“ meinte Pater Sparer Vetter: „Ea soll tia an aundri mocha!“

„Sehr richtig!“ warf einer von den Soldaten dazwischen. Katrin lächelte verlegen, sie winkte drohend mit einem Maiskolben gegen Sparer Vetter zu.

Die älteren Leute täten sich mehr für die Frontnachrichten interessieren, nur die Soldaten wehren die Antwort immer ab.

„Man darf nicht alles glauben“, pflegten sie zu antworten. Auch diesmal war es Hans, der die Gesellschaft abzulenken versuchte.

„Meine Damen und Herren“, rief er nun, „jetzt ist die Reihe an Ihnen. Bitte singen Sie uns auch ein Lied!“

Auch Frau Sparer ließ sich nicht lange anflehen. Sie schien in den Gedanken der anderen zu lesen, denn sie stimmte ein altes Lied aus dem Ersten Weltkrieg an. Alle sangen mit:

Was hört man denn Neues vom Kriege,
was hört man bei jetziger Zeit?
Man höret von allen nur sagen:
Der Ausmarschierer ist täglich bereit.
Die Kugeln die kommen wie der Regen,
viele tausend' die kommen ums Leben.
Ist das nicht ein trauriger Schluß?
Man findet in der Erd' seinen Kuß.
Das Mütterlein sie fing auch an zu weinen,
voller Mitleid zerspringt ihr das Hearz.
Ach, Gott, hilf nuar einmal den Menschen,
und stille nur einmal den Schmerz!
Der Vater dear steinalte Greise,
er ging auch schon ganz müde dahear.
Ganz müde, ganz matt und ganz leise,
ear sieahrt seinen Sohn nimmameahr ...“

Das Lied gefiel den Soldaten mäßig, sie klatschten höflich. „Sehr schön, nur ein bißchen traurig war's“, bemerkte Hans.

„man darf den Tod nicht anrufen, besonders nicht im Lied, das überlasse man den Priestern.“ Dann wandte er sich an die Jungen und sagte:

„Und ihr, Jungs, habt auch die Hosen voll?“

Der Ziegler Jani meinte: „Wir können nicht so schön wie du“

„Ich werde Euch jetzt von einer musikalischen Familie singen, bitte hört mal, so irgendwie ...“ Er jodelte, die Töne rollten klar aus seinem Mund, die Jungen waren ganz bezaubert.

„... die Mama spielt die Flöte,
Fagott der Herr Papa.
Die Tante die Trompete,
Posaun die Großmama.
Und meine Schwester Grete,
Spielt die Klarinette.
Ich selber spiel zum Spaß
Den großen Kontrabaß.
z-ta z-ta trallala, gaude jahaha ...“

Im Chor wiederholten die Soldaten: z-ta z-ta trallala, gaude jahahaha. Alle hatten von Herzen gelacht, einige Minuten lang hatte man vergessen, daß der Krieg bereits so nahe war. Der Maishaufen war fast verschwunden. Die Burschen zogen die Kolben unter den Mädchen hervor; die Mädchen kreischten und sprangen empor ... Der Lärm war am Höhepunkt.

„Meine lieben Gäste, trinkt nochmal, wer weiß, ob wir im nächsten Jahr so beisammen werden sein!“ sagte der Hausherr. Günter, der bisher am wenigsten geredet hatte, griff gierig nach der Flasche und setzte sie an. Der alte Mann wandte sich an die Soldaten und fragte mit ernsthafter Stimme: „Wos is iana Mahnung? Pis waunn kumma ti Russn tein tohea?“

Plötzlich blieb der Adamsapfel Günters stehen. Er schob die Flasche weg von seinem Mund und antwortete kurz:

„Nie!“ Dann hing er schon wieder an der Flasche. Seine Kehle gurgelte, als rollten Kieselsteine hinunter.

„Nana!“ sagte der Bauer kopfschüttelnd, „teis heat ma schon seit Stalingrad!“

Die Hände blieben auf einen Moment stehen ... alle Augen richteten sich auf Günter. Der Soldat spürte die fragenden Blicke an sich, er schob die Weinflasche weg, räusperte sich und sagte dann in gezwungener Ruhe:

„Paß mal auf, Chef, ich will dir was sagen. Ein deutscher Soldat politisiert nicht, dafür haben wir unsren Führer, aber du hast mich provoziert, also möchte ich dir antworten. Man sieht an euch, daß ihr unter Juden aufgewachsen seid, sie hatten die Furcht in euch hineingepflanzt. Die ganze Nation hatten diese Schweine infiziert, man hätte sie schon längst ausrotten sollen ... und ich frage dich, Chef, wer soll denn eigentlich gegen sie kämpfen, wenn wir Deutschen nicht zusammenhalten?! Man kann leider niemandem mehr vertrauen, den Ungarn am wenigsten. Sie warten nur auf die Gelegenheit, wann man ‚Hände hoch‘ machen kann. Ihr habt ja noch kein Opfer gebracht, was solln denn wir sagen? ... Meine Familie ist kaputt, seine Familie kaputt ... und habt ihr schon einen SS-Mann gesehen, der verzweifelt war?!“

Er spürte die verächtlichen Blicke an sich, deshalb versuchte er in leiser Stimme, sie zu trösten. „Ihr braucht keine Angst haben, unser Schicksal liegt in guten Händen. Der Führer weiß immer, was er macht und weshalb“

Niemand sagte ein Wort, nur das Laub hörte man rauschen. Die Hände bewegten sich maschinenhaft. Das Lächeln war von den Gesichtern verschwunden. Frau Vögelein, die Mutter Michels, machte einen tiefen Seufzer ... Hans, der Scherzmeister des Abends, versuchte die gesunkene Laune zu erheitern, er zog seine Mundharmonika aus der Tasche und blies einen rhythmischen Marsch. Es gelang ihm nicht. Es schien, als wäre der Winter plötzlich eingezogen.

Der Gaul in der Ecke schlief stehend. Die Kuh lag ausgestreckt auf dem Stroh. Die Totenköpfe an den Uniformen grinsten höhnisch. Der Posten vor der Schule lauschte wachsam. Einen jungen Rekruten quälte der Hustenanfall.

Die Turmuhr hat Mitternacht geschlagen.

Im Weingarten des Herrn Notars

Ludwig Fischer

„Sie brauchen sich, Herr Schneider, gar keine Sorgen machen. Nee, nee. Ist ein klein wenig heikel, diese Frage da mit den zurückflüchtenden Ausgesiedelten, doch sind Sie in garantierter Sicherheit samt Familie. Ich wußte ja, Herr Schneider, daß Sie ein redlich-fleißiger Mensch sind“

Vater und der Herr Notar schritten langsam durch den Weingarten.

„Sie verstehen Ihre Arbeit, Herr Schneider. Das muß ich schon mit Genugtuung feststellen. Sie verstehen Ihre Arbeit. Alles schön, alles in Ordnung. Ein prächtiges Stück Land, diese drei Joch da, Herr Schneider. Ein prächtiges Stück. Ich dachte schon, sollte mir da auch Tagelöhner anstellen, doch hätte man es bald ..., daß Sie ... Sie wissen ja, Herr Schneider. Die Leute schnuppern sehr gern in allen Ecken herum“

„Wir werden's schon schaffen, Herr Notar. Wir sind froh, daß wir so glücklich in Ihrem Weingarten da ein Asyl gefunden haben. Wollen nicht, daß sie uns wieder packen und nochmals nach Deutschland bringen. Sind froh, daß Sie uns geholfen haben und daß wir so durchgekommen sind“

„Na, ist schon gut. Also das Spritzen, Herr Schneider. Aber Sie wissen ja, sind ja ein tüchtiger Fachmann. Mein Knecht wird auch noch Akazien mit einem Fuhrwerk heraufschaffen, da können Sie mit Ihrem Sohn auch Pfähle machen.“

Um fünf mußte ich schon immer aus dem Schlaf.

„Keine Zeit zum Faulenzen, Junge!“

Unten lag noch das Tal im dichten Dunst und Nebel, nur auf den Berghügeln lichtete sich der Himmel. Aus der Ferne vom Tale her hörte man die Glocke.

„Fünf Uhr. Es ist Zeit. Guck mal, ob die Ziege Futter hat! Will nicht, daß der Herr Notar sagt, na dieser Schneider hat mich schlimm um die Ecke geführt. Hat uns hier in seinem Weingarten versteckt, dann sollen wir ihm eine schmutzige Täuschung in die Schuhe schieben? Man muß froh sein, Junge, daß man wieder etwas geborgen ist. Das ist es. Haben die ganze Familie

beisammen, haben wieder ein Zuhause. Sind wieder daheim in Ungarn. Mit der Zeit wird sich schon alles regeln. Und das haben wir alles dem Herrn Notar zu verdanken.“

Und wir schufteten auch von früh bis spät in den Abend. Weit und breit war alles verlassen. Sträucher, kleine Akazienwäldchen um den Weingarten des Herrn Notars. Hie und da kam jemand vorbei, doch fragte man nicht nach uns.

Vater machte es wieder glücklich, in einem so großen Weingarten zu arbeiten. Am Wegrand leuchtete das bunte Gemisch der Blumen. Die Obstbäume waren voller Zwetschgen, Birnen, Pfirsiche.

„Ein schönes Stück Weingarten, was? Der bringt uns eine Fechsung wie noch nie.“

Die Mutter war mehr zurückhaltend.

„Was haben wir denn davon?“ meinte sie oft still.

„Kann dich gar nicht verstehen, Resi. Der Herr Notar wird doch da eine noch nie dagewesene Fechsung in den Keller bekommen.“

„Ja. Das weiß ich schon. Und wir, du, Sepp, dein Kind und ich verschaffen ihm diese Fechsung.“

„Aber Resi!“

„Will keinen Streit, Sepp. Müssen doch froh sein, daß er uns da in seinem Weingarten eine Unterkunft angeboten hat. Doch schmerzt es mich, daß wir aus dieser reichen Fechsung so miserabel wenig bekommen. Etwas Schmalz, ein Stück Speck, Mehl, Salz, Paprika. So wenig, Sepp.“

„Na und die Ziege. Der Herr Notar hat uns doch auch die Ziege gekauft. Muß auch Geld gekostet haben. Meinst nicht?“

„Oh, Sepp, sind wir aber arm!“

Herr Kovács, der Notar, kam sehr oft. Seinen Schimmel sah man schon von weitem mit der Kutsche. Herr Kovács trug immer einen weißen Anzug, einen leichten Hut aus Raffia.

„Sie verstehen Ihre Arbeit, Herr Schneider. Ja, ja, das muß ich schon sagen. Ein Künstler sind Sie. Ein wahrer Künstler. Mein Weingarten bot mir noch nie so einen großartigen Anblick. Von den Zwetschgen können Sie sich schon auch etwas einholen. Obst sei gesund. Wir essen auch sehr gern Obst nach dem Mittagessen. Aber will Sie da an noch etwas erinnern. Ihren Sohn meinte ich. Wie alt ist der Junge schon?“

„Sechzehn, Herr Notar.“

„Schön, schön, also sechzehn. Meinte auch, so an die sech-

zehn. Sie wissen ja auch, in diesen Jahren bekommt man das Ausreißen. Ich möchte bitten, daß der Junge nicht etwa auch in dem Dorf Streifzüge unternimmt, um sich eine Bekanntschaft mit Mädchen einzuholen. Ihren Aufenthalt in meinem Weingarten könnten unwillkürlich auch solche Leute erfahren, die uns die Polizei ins Haus bringen würden. Wenn der Junge wandern wollte, haben wir da hinter dem Berg einen versumpften Teich. Dort könnte er auch angeln.“

Und an so manchem Sonntag machte ich mich mit meinem Angelzeug auf den Weg. Die Mutter lächelte, als ich gegen Abend müde mit meiner Beute durch den Weingarten kam.

„Das ist ja großartig, Junge“, meinte der Vater und rieb sich die Hände. „Guck mal, Resi, unser Junge bringt uns ja ein festliches Abendbrot.“

Ich war immer froh, als ich sah, wie sich Vater und Mutter an das Kochen machten. Eine Festlichkeit überkam uns alle, da wurde alles vergessen. Mutter holte etwas Reisig, Vater putzte die Fische; Ruhe und Freude umgab uns, hatten ja neben den Kartoffeln auch schon Fische zum Abendessen, und das machte den Sonntag so schön.

„Sie verstehen Ihre Arbeit, Herr Schneider“, meinte der Herr Notar. „Eine Freude, wenn ich etwas Zeit da oben im Weingarten verbringen kann.“

Wir hatten im Sommer herrliches Wetter. Die Trauben lächelten schon gelb aus dem kühlgrünen Laub hervor. Die Beeren der schwarzen Trauben trugen einen zarten Hauch auf sich.

„Auf den Feldern ist es schon warm in diesen Tagen, Herr Schneider. Aber will Ihnen nicht über die Ernte erzählen. Sie wissen ja. Wollte nur sagen, da haben Sie es gut, eine schöne Arbeit. Wollte auch immer Winzer werden. Na ja. Im Herbst bekommen Sie dann auch den Weizen. Etwas Wein will ich Ihnen auch noch schenken. Hätte nie geglaubt, was so ein Flecken hergeben kann.“

Und wir arbeiteten hart im Weingarten.

Am Abend gingen wir müde zu Bett.

Der Mond schmünzelte gelb durchs winzige Fenster des Stübchens. Wir lagen still, nur die Mutter sann vor sich hin.

„Fünf Kühe hatten wir im Stall stehen, jetzt haben wir die alte verwelkte Ziege. Bei uns gab es Milch in Strömen. Butter und Käse und Wein. Die großen Fässer. Rüben hatten wir ganze Berge. Kukuruz. Was hatten wir Kukuruz, Heu, Kartoffeln!

Und jetzt haben wir da hinter dem Häuschen drei Reihen Erbsen, etwas Grünzeug, das haben wir!

Die Mutter hörte ich noch lange, dann rutschte auch ich in den Schlaf. Doch ließ mich der Tag auch im Traume nicht los. Hatte immer wieder das Zucken in den Gliedern, dann kamen auch Bilder dazu. Mächtige Fässer, wie Berge waren diese Fässer; der Wein gäerte schäumend aus den Fässern, überall der Wein, dann Milch ... Jemand schrie. Wieder ein Hekto, wieder ein Hekto ... Mir war's, als wäre es die Stimme meiner Mutter, doch war es eine Stimme, die mich zum Gruseln brachte. Rüben, Berge von Rüben. Als wollte mich da alles erdrücken. Meere von Wein, Milch, Pfahlwälder, Kartoffelberge, Fleisch Geschlachtete Hühner. Überall nur geschlachtete Hühner. Fleisch, Fleisch. Ich wollte mich wehren. Wollte weglaufen, doch kamen mir diese Berge aus Fleisch, Kukuruz und Rüben immer näher; flutete der Wein immer bedrohlicher. Eine schreckliche Stimme verstärkte sich zum Zerplatzen: Fleisch, Wein, Wein. Ich wollte weglaufen, aber die Stimme wurde immer stärker. Kilogramm, Liter, Hektoliter. Kilogramm, Liter, Hektoliter ...

Zur Mittagszeit legte ich mich gerne auf den Rasen hinter das Haus. Vater suchte sich ein kurzes Schläfchen ... Ich war allein. War immer mehr gerne allein, doch kam mir oft ein Sehnen und Erwarten, daß mir eine süße Freude durch die Seele zitterte. Erst war es nur, als wollte ich mir's selbst erzählen, doch hatte ich es bald, daß ich eigentlich einen anderen Menschen erwartete, dem ich sagen konnte: „Sieh mal! Das ist da mein Vater, das da die Mutter. Man kann es nicht allen Leuten sagen, will es dir aber verraten, daß wir aus Deutschland zurück nach Ungarn flüchteten. Das ist da ein ganz großer Weingarten. Drei Joch. Schön, was? Da kann man sich die Zeit schon vertreiben. Prima Luft da oben. Und die Aussicht! Hügel und Täler. Dort unten hast ein Dorf. Wollte schon oft ins Dorf hinab, doch meint Vater, es sei noch nicht ratsam. Man soll nicht wissen, daß wir da im Weingarten des Herrn Notars sind. Da in dem Häuschen wohnen wir: Ganz klein. Ein Stübchen. Ein Herd, eine Kiste, und auch etwas zum Schlafen. Hinter dem Berg hat man einen versumpften Teich. Es gibt auch noch Fische in diesem Teich. Habe manchen schon nach Hause gebracht. Kann auch schon Weingarten spritzen. Weißt du? Ist nicht so leicht. Vater sagt immer, mit dem Spritzen

kann man das meiste Geld verdienen. Nicht bei dem Herrn Notar. Sonst. Verstehe schon alle Arbeit im Weingarten. Hans Schneider — Winzer. Kann schon alles da im Weingarten, könnte auch schon einem anderen Menschen das Brot verdienen. Siehst, wir würden da vor dem Haus auf der kleinen Bank sitzen. Ich würde dir da unten das Tal mit der weiten Kirche zeigen, bei klarem Wetter würde das Geläut heraufklingen, hinter dem Haus würden wir uns Gemüse anlegen. Was wäre auch die Arbeit zu zweit im Weingarten?

Mein Sehnen und Träumen lag mir in den Augen.

„Was hast denn, Hansi?“

„Nichts, überhaupt nichts.“

Nur die Arbeit machte mir eine Freude.

„Was hat denn der Junge, der arbeitet ja wie noch nie!“

In meiner Seele war eine süße Träumerei, ein Warten, das noch keine Form angenommen hatte.

Und dann war es an einem spätsommerlichen Sonntag. Der Herbst lag schon in den Gärten, das tiefe Grün des Sommers verlor schon manches von seinem Ernst. Der Himmel träumte noch blau über den alten Fischteich hin, doch gab es schon manch bunte Farben im Buschwerk.

Ich hatte es schön am Wasser in der warmen Sonne. In meinem Körbchen zappelten schon hübsche Fische, und ich konnte das Glück nicht fassen. Wollte ein großartiges Essen nach Hause schaffen. Gebratene Fische kann man ja auch noch montags tischen. Und mit unseren Kaninchen hinter dem Haus sollte auch noch gespart werden.

Ein schöner, stiller Sonntag, hätte aber nicht geglaubt, daß noch so viel Glanz dazukommen könnte.

„Na, gibt's was? Hatten Sie schon was an der Schnur?“

Das hat sie mir gesagt.

„Wollen Sie es mir erlauben, daß ich's auch einmal versuche?“

Ich wollte schon immer angeln, kam aber nicht dazu. Bin Zsuzsa Fényes. Und Sie?“

„Hans Schneider!“

„Hans, Schneider Hans. Also ein Schwabe. Nicht?“

„Doch. Ein Schwabe.“

„Zum Henker! Da zuckte ja etwas, soll es ein Fisch gewesen sein? Meinen Sie? Wie groß wohl?“

„Es war ganz bestimmt ein Fisch.“

„Na sehen Sie, nahm mir das Zeug in die Hand und zerzt ein

mächtiger Fisch an meiner Schnur herum. Aber sehen wir mal, wie alt sind Sie, müssen doch noch kein Großpapa sein, nicht?“

„Siebzehn.“

„Siebzehn? Großartig, ich bin neunzehn, da können wir doch du zueinander sagen. Also guck mal, Hans, da zuckt es ja schon wieder. Was soll ich da anfangen? Was soll ich mit dem Zeug?“

So hatten wir's. Haben stundenlang dort gesessen.

Die Natur war voller Farbe, voller Klang, voller Duft um uns, doch hatte ich nur sie in den Sinnen. Ihr schwarzes Haar, das schöne Haar, das ihr Nacken und Schulter bedeckte, ihr Gesicht mit den lächelnden Augen, das Rosaweiß ihrer runden Arme. Und ich hatte sie zur Seite wie in meinen Träumereien, und wir plauderten, als hätten wir uns schon aus der Schulbank gekannt. Ich zeigte ihr den Teich, erzählte über Wasser, Schilf und Fische und zeigte ihr auch den kleinen Berg mit dem Weingarten des Herrn Notars, das Häuschen, wo ich mit Vater und Mutter wohnte. Sie machte auf alles nur große Augen, wollte immer mehr hören, und mir war's, als hätte ich mich selbst bei diesem Gespräch gefunden ... In unserem Lachen, in unseren Augen, in unseren Gebärden wurde all die Farbe um uns, das Nah und Fern, das märchenhaft schöne Nebeneinander zur Freude.

„Schau mal, Hans“, zwinkerte sie mir zu, „es ist mir was in die Augen gefahren.“

Ich sollte ihr Gesicht in die Hände nehmen. Als hätte die Zeit für immer stillgehalten, als sollte die Zeit innehalten und das Glück mir nicht in die Ferne verschwinden. Dann meinte sie, wir könnten uns im Dorf treffen. Wir würden uns ganz prima verstehen ... Ich hatte das Glück im Herzen. Ich erzählte ihr über unsere Aussiedlung, über die Flucht zurück nach Ungarn, über den Herrn Notar und daß er uns in seinem Weingarten habe. Vaters strenges Verbot schwamm schon längst dahin, auch das Jammern der Mutter, der tolle Traum über Weizenberge, Rübenberge, Heuberge! über Kühe, Pferde, Schweine, Meterzentner, Hektoliter ... alles lief dahin. Hatte nur den Schilf, das Wasser, die Farben und die Klänge in mir... Ihre Stimme, ihr Lachen, ihr Wesen, das hatte ich dann in meiner Seele ... Und als sie weg war, als die Ferne ihre Gestalt verwischte, verblaßte alles um mich. Wasser und Schilf, das

Nah und Fern, alles schien mir fremd. Ich war auf einmal fürchterlich allein. Ich suchte nur ihre Stimme, ihr Lachen, ihr Gesicht, den Duft ihrer Haare ... Fényes Zsuzsa. Neunzehn Jahre.

Am Abend wollte ich lange nicht zur Ruhe. Grillen zirpten dahinsinnend, kühl taute es aus dem Weingarten, ich saß aber allein auf der kleinen Bank vor dem Haus und lauschte mit allen Sinnen hinab ins Dorf.

Was tut sie wohl? Schläft sie vielleicht und träumt vom Teich, träumt vom Schilf, vom Angeln, vielleicht träumt sie auch über mich. Was soll denn das, meint sie bestimmt. Da zuckt's ja schon wieder an meiner Schnur. Soll es schon wieder ein Fisch sein? Und ich sitze ihr zur Seite, nehme ihr Gesicht in die Hand ... ganz nahe ... so ganz nahe ... Der Duft ihrer Haare ... Will das Geläute vom Dorf her hören. Das will ich. Vielleicht hört sie auch das Geläute.

Am Morgen war ich immer früh aus den Federn. Hatte alle Hände voll Arbeit. Die Ziege. Die Kaninchen. Brachte Holz aus dem Weingarten. Die Stille des Morgens brachte oft das Läuten aus dem weiten Dorf zu uns heraus. Oft verwischt, oft nur auf kurze Zeit.

„Der Junge, Resi“, hörte ich Vater herumsinnen.

„Was?“

„Den Jungen meine ich. Gibt einen Tüchtigen. Wie der arbeitet. Der findet sich immer Arbeit.“

Und am Abend setzte ich mich auf die kleine Bank. Lauschte in den stillen Abend. Wartete auf den Sonntag. Wollte zum Teich.

Die Trauben waren schon zum Platzen reif. Gelb. Schwarz. Wespen flatterten um die süßen Weinstöcke. Auch Bienen. Fliegen.

„Schaut euch mal diese Trauben an! Da gibt's eine Fechsung was? Nur das Wetter sollte noch aushalten! Nur das Wetter!“ Vater war glücklich.

„Der Herr Notar ist es wert. So ein Mann! Er ist es wert. Das kann ich dir schon sagen.“

Am Ende des Weingartens begannen wir auch schon mit dem Rigolen. Von früh bis spät. Schwer. Hart.

Am Sonntag saß ich lange am Teich. Im Buschwerk fehlte es immer mehr am Grün, gelb leuchteten die Büsche, fleischrot zog der Weg dem Dorfe zu.

Hie und da zuckte es an meiner Schnur.
Ich meinte, einmal wird Zsuzsa zu mir treten.
„Hans!“

Ich wartete immer noch auf Zsuzsa.

Da war mir alles so verlassen, fremd, als fegte der anrückende Herbst alles dahin ... das dürre Laub und auch die Zeit und Freud. Alles.

Zsuzsa kam nicht.

Im Traume lächelte sie mir zu. Oft war es nur der Duft ihres Haares ... Ihr Gesicht sah ich nicht, nur ihre Stimme ... Es war mir immer mehr, ich muß ins Dorf.

„Wollen wir auch im Winter da oben bleiben?“

„Im Winter?“

Mutter machte große Augen.

„Was fragst denn? Weißt doch!“

„Ja.“

„Müssen hier abwarten.“

„Immer nur warten.“

„Was sollen wir?“

„Was? Ins Dorf, Mutter, hinab ins Dorf sollen wir und Schluß.“

„Schrei doch nicht, wirst noch deinen Vater aufwecken.“

„Können doch nicht ewig da im Weingarten herumhocken.“

„Aber der Herr Notar weiß doch Bescheid! Meinst nicht? Der Herr Notar ...“

„Ich gehe ins Dorf ... Will mal sehen, will fragen ... will ...“

„Du willst nichts. Ja, nichts willst du!“

„Das kann doch nicht ewig dauern.“

„Ein Quatsch. Quatsch nicht herum! Wir müssen hier abwarten. Der Herr Notar weiß Bescheid.“

Ein Vogel rief hohl und schwer in die stille Nacht.

...

„Wir haben es doch schön“, meinte Vater beim Mittagessen.

„Schön?“ fragte die Mutter und schaute weit ins Tal hinab.

„Der Herr Notar erzählte mir da ganz tolle Geschichten. Ganz tolle Geschichten. Man hat wieder einige gepackt ... Ganz tolle Geschichten ... Na ja, mal soll man doch zufrieden sein. Haben's schon ganz prima da im Weingarten. Da wird man uns nie packen ... Bald wird der Herr Notar unseren Weizen heraufschaffen. Werden dort hinten einen schönen Flecken Weingarten dem Herrn Notar anlegen.“

War schon Ende September. Man schaffte Fässer aus dem Dorf herauf. Zsuzsa kam nicht.

Ich traf sie nur noch im Traume. Ein süßes Sehnen waren diese Träume, ihre Stimme, der Duft ihrer Haare. Dann hörte ich immer wieder das Klirren der Kutsche. Der Schimmel, der helle Anzug, der leichte Hut aus Raffia ... Immer der Hut aus Raffia.

In Gedanken erzählte ich Zsuzsa: „Siehst du, Zsuzsa Fényes, das ist mein Vater. Er arbeitet nur immer. Immer arbeitet er. Im Weingarten, um das Häuschen. Er will dem Herrn Notar keine Täuschung in die Schuhe schieben. Er ist froh, wenn der Herr Notar froh ist. Da die Mutter. Sie arbeitet auch immer im Weingarten. Sie weiß aber, daß das Stück Speck nur ein Stücklein Speck ist, daß alles so miserabel wenig ist, was uns der Notar zukommen läßt. Sie weiß es, will aber Vater kein Leid antun. Wenn Vater seine Geschichte über Herrn Kovács erzählt, meint sie immer nur: Ja, ja, der Herr Notar.“

Ich freute mich schon am Abend auf den Sonntag.

„Siehst, Hansi, jetzt können wir uns auch schon ein Kaninchen leisten. Prima, was?“

Ich holte das größte Kaninchen aus dem Käfig.

Mutter wollte uns ein prächtiges Mittagessen herrichten.

Eine Gulaschsuppe.

Fleisch, Kartoffeln, Brot. Vater hatte auch noch einen Trunk Wein.

Ich legte mich unter einen Baum. Machte mich an die Zeitungen, die der Herr Notar hinter das Haus warf. Das Lesen stimmte mich immer etwas festlich.

„Prima wird das Zeug, Hansi“, meinte Vater. Er half der Mutter beim Kochen.

„Daß wir auch diesen Tag erlebt haben! Wird schon werden. Wollen uns heute einen festlichen Tag zusammenbringen. Will mal etwas Trauben schneiden.“

So hatten wir's an jenem Sonntag.

Im Herbst 1946.

„Das ist das Wichtigste“, meinte Vater am Tisch. „Die kleinen Freuden. Daß man sich so freuen kann. Na ja. Freut mich, Resi, daß wir's wieder so gut haben. Hast uns ein prima Mahl gekocht. Hansi, reich mir mal die Flasche! Wollen auch trinken ... Ist das nicht die Kutsche, der Herr Notar? Guck mal, Hansi!“

„Jetzt?“

„Zu dieser Zeit?“

Der Schimmel stampfte schon aus dem Tal hervor.

„Der Herr Notar!“

„Kommt, das Essen wird kalt.“

Wir machten uns still ans Essen.

„Sonntags war er noch nie.“

„Nee.“

„Was soll das?!“

Vater stellte die Flasche hinter seinen Hocker. Mutter wischte sich die Hände in die Schürze.

„Ein festlicher Schmaus bei Schneiders! Ein festlicher Schmaus, wie ich sehe.“

„Ja, Herr Notar. Unser erstes richtiges sonntägliches Mittagessen, Herr Notar. Wieder Fleisch, Herr Notar. Kaninchen. Haben es Herrn Notar zu verdanken, daß wir es wieder so schön haben.“

„Schön, Schneider! Machen sich schon ganz bequem in meinem Weingarten. Ich wollte Sie wieder auf die Beine bringen, wollte, daß Sie wieder Arbeit haben ...“

„Wir sind Herrn Notar auch dankbar.“

„Sie? Sie haben mich recht geschickt um die Ecke geführt ... laufen da ins Dorf ... meinen Sie, die dort unten werden helfen?“

„Aber, Herr Notar!“

„Sie haben sich geirrt, Schneider! Schlimm haben Sie sich geirrt. Momentan liegt es noch bei mir, was hier geschieht.“

„Ich war ja gar nicht im Dorf.“

„Nicht? Dann war es Ihr Junge. Er war's!“

Vater starrte mich blaß an. Herr Kovács näherte sich mit einem verschwitzten roten Gesicht.

„Warst du, Hansi“, hauchte die Mutter voller Schreck.

„Nein.“

„Wer dann? Man munkelt doch im Dorf herum! Ich nutze die Leute in meinem Weingarten aus.“

„Von wo hörten die was, Herr Notar?“

„Von wo? Also war der Junge auch nicht im Dorf?“

„Nein.“

„Schön, Herr Schneider. Sie werden es mir nicht übel nehmen, daß ich so ... na ja ... Sie sind ja ein gebildeter Mensch, der für solche Dinge Verständnis hat. Wissen Sie, mir geht es nur um Ihr Wohl, es wäre mir nicht recht, wenn man Sie

packen würde.“

„Das wissen wir ja, Herr Notar. Ich sag's auch immer, ein Glück, daß uns der Herr Notar da unterbrachte.“

„Schön. Das Munkeln brachte mich gleich zu Ihnen, Herr Schneider, daß Ihnen nichts passiert.“

„Guten Tag!“

Zsuzsa schaute uns alle ernst an.

„Zsuzsa!“

„Ich suchte dich unten am Teich, wollte etwas angeln.“

„Angeln wollten Sie, Fräulein Fényes, dann gehen Sie auch Ihres Weges. Habe Sie nicht in meinen Weingarten eingeladen.“

„Wollte nicht Sie besuchen, wußte auch nicht, daß Sie hier sind, ich habe mit Schneiders zu sprechen.“

„Und Ihr lieber Papa munkelt im Dorf herum, was? Ihr lieber Herr Papa.“

„Er munkelt nicht.“

„Schon.“

„Nur die Wahrheit. Vater hat es immer mit der Wahrheit zu tun.“

„Sie wollen mich zum Lachen bringen, nicht?“

„Lassen Sie mich und lassen Sie auch diese Leute da!“

„Ich habe bis jetzt für sie gesorgt, habe ihnen ein Zuhause, Arbeit verschafft, dann kommen Sie auf einmal nur so durch meinen Weingarten und wollen mir da eine Lehre erteilen. Haben Sie schon überhaupt so einen prächtigen Weingarten gesehen?“

„Der Weingarten ist wirklich prächtig, aber nicht Sie haben da geschuftet, sondern diese Leute da. Und Sie, Herr Notar, reichten Ihnen etwas Speck und Brot ...“

„Scheren Sie sich aus meinem Weingarten, Sie ... Sie! Was wissen Sie überhaupt? Sind vielleicht 15–16 Jahre alt, und Sie wollen mir da eine Lehre erteilen.“

„Neunzehn, Herr Notar!“

„Ist mir Wurst! Ihr Vater, diese Genossen meinen ... aber momentan bin ich noch der Notar und nicht diese ... Und hätte ich nicht für diese Leut da gesorgt, hätte man sie schon längst wieder einwaggoniert.“

„Sie lügen.“

„Haben Sie das gehört? Scheren Sie sich aus meinem Weingarten, oder ich ...“

„Es wird schon lange nicht mehr ausgesiedelt, wurde abgebla-

sen, das müßten Sie am besten wissen ... Sie wollten aber diese Leute ausbeuten.“

„Ausbeuten? Ausbeuten sagen Sie?“

„Das wollten Sie doch!“

Herr Kovács lief wütend seiner Kutsche zu. Bei der Kutsche blieb er stehen, dann sprang er in die Kutsche und fuhr dem Tale zu. Das Essen war schon kalt. Vater ging seufzend vor das Haus, Mutter räumte den Tisch ab.

„Sei mir nicht böse, Hans. Wollte es so schön. Meinte, ihr werdet euch freuen, wenn ich komme.“

Wir saßen noch lange auf der kleinen Bank. Lauschten in die Ferne. Mutter brachte uns Trauben, Pfirsiche.

„Bist ein prächtiges Mädel! Nimm die Trauben!“

Vater seufzte lange vor sich hin.

„So ein Pech, so ein Pech! Was fangen wir jetzt an?“

„Sagte dir schon immer“, meinte Mutter, „daß der uns nur ausnutzen will!“

Ich begleitete Zsuzsa bis zum Dorf.

Der Mond schmunzelte wieder durchs winzige Fenster. Vater seufzte herum. Mutter gab ihm keine Antwort mehr. Ich rutschte auch in den Schlaf. Hatte es wieder schön.

Nach der Weinlese zogen wir in ein Nachbarsdorf.

Tropfen

Josef Michaelis

TROPF

S

T

E

I

N

T

r

o

p

f

.

.

.

T

r

o

p

f

.

.

.

T

r

o

p

f

.

.

.

N

I

E

T

S

TROPF

(Schomberg 1988)

Herbstelegie

Josef Michaelis

Gedichte sind Bäume,
Blatt ein jedes Wort —
einige bleiben hängen,
manche rosten später,
viele f

a

l

l

e

n sofort

(Schomberg, 1987)

Lebensweise

Josef Michaelis

Als ewiger
Nomade
streiche ich
auf der Pufsta
der Gedanken
herum,
bis die Sonne
untergeht.

(Wieland, 1986)

Widerspenstige Dame

Josef Michaelis

Hiebe
deiner
eisigen
Blicke
schmelzen
am Ende
doch
zu Liebe.

(Schomberg, 1987)

Elisabeth-Brücke

Nelu Brandean-Ebinger

Mein Blick umflattert
Budapest.
Möwenflügelschattenwellenschlag
der die Donau mitten drin
im Herz traf.

Ein Blick,
ein Flug
der in meinem Herzen
aufzuhören scheint.

(Budapest, 1974)

Lili Marleen

Vata Vágyi

noch glüht das Flammenrot
der letzten Explosion
auf ihren dreckverschmierten Gesichtern
doch das Lied
aus dem schnarrenden Funkgerät
(vier-fünf Minuten Heimaturlaub
inmitten der Frosthölle)
unverhüllt wie goldener Schleier der Hoffnung
die Statuen der Sinnlosigkeit
und daß es zu Ende ist
wissen sie nur
weil sie die Verwundeten
wieder schreien hören

Donau

Vata Vágyi

*dem Andenken meines
Freundes gewidmet*

von jener Minute an
hasse ich den Strom
den höhnisch dahinfließenden
er ist sich seiner Macht bewußt
und meine Klage beantwortet er
mit spöttischen Strudelgrimassen
doch ich sehe ganz genau
die Wellen dieses irdischen Styx
sind nicht mehr blaugrün
hinter dem Kahn des Charon
färbt sich das Wasser rot

Im Wald

Vata Vágyi

Der Eingebung eines Courths-Mahler-Romans folgend
legte er seinen dicken Arm
um die Schulter des Mädchens:
„Siehst du, wie schön die Natur ist?“
Dabei schmiß er die leere Papiertüte
unter einen schattengrünen Strauch,
um auch die andere Hand freizubekommen.

Meine zwei Sprachen

Franz Zeltner

Als Mensch bin ich ein Deutscher,
Als Bürger ein Magyar;
Wir sprachen, sangen, träumten deutsch,
Weil es die Muttersprache war.

Als Kinder, wenn wir spielten,
War uns die Sprach egal;
Wir stritten und wir raufte uns,
Versöhnten uns auch wieder mal.

Mir ist, in diesen Jahren
Hatt ich kein Sprachproblem,
Doch als ich in der Schulbank saß,
Wars oftmals schwer und unbequem.

Da lernt ich schreiben, lesen
In Landessprache nur;
Die Mundart war nicht fein genug,
Galt nur am Schulhof und im Flur.

Als Jüngling und als Freier,
Mit Mädchen Hand in Hand,
Da braucht man keine Worte nicht,
Die Sprache gilt in jedem Land.

Zwei Sprachen sprech ich heute,
Mal Deutsch, mal Ungarisch;
Wenn's eilig oder hitzig wird,
Ist's oft ein lustig Wortgemisch.

Die eine zum Erzählen,
Die zweite Sprach im Amt;
Sollt's einmal nicht ganz richtig sein,
So helf! Und spottet nicht, verdammt!

Als Bürger bin ich Ungar,
Als Mensch, so wie ich war;
Ich leb mit beiden Sprachen zwar,
Doch kann ich eine besser, klar.

Ein seltsamer Wunsch

Josef Mikonya

I.

Frau Pichler, die Angi Base, hatte schon als Kind die Not und das Elend kennengelernt. Ihr Vater mußte sein Leben im Ersten Weltkrieg für den Kaiser opfern. Es blieben fünf Waisen mit ihrer kranken Mutter. Bald danach folgte die Mutter ihrem Mann. Angelika war die Älteste, sie ging in den Dienst, ihre Geschwister, die noch minderjährig waren, kamen ins Armenhaus.

Im Jahre 1921 heiratete Angi den Pichler Toni. Das Leben der jungen Frau hatte sich nicht verbessert, das Elend wurde noch größer: die Kinder kamen der Reihe nach, von den sechs blieben drei am Leben. Frühmorgens ging sie schon zu den Bauern in Tagelohn, oder sie war unterwegs mit einem Korb auf dem Rücken, den anderen auf der Brust, zum Wochenmarkt in die Arbeiterkolonie, trug Eier, Topfen oder Sahne und handelte mit allen möglichen Sachen, von denen man sich ein paar Kreuzer erhoffen konnte. Der Gewinn reichte oft nur für einen Wecken Brot.

Ihr Gatte war ein schwacher, gebrechlicher Mann, schwere Arbeit wie Mähen oder Holzfällen konnte er nicht verrichten. Er war zwar kein Schuster, aber er reparierte kaputte Schuhe und alte Patschker. Die Dorfleute nannten ihn den Angi-Schuster.

Den Hausbedarf Salz, Zucker, Germ, Streichhölzer, Petroleum und Tabak besorgte Frau Pichler zweiwöchentlich beim Kreislerjud. Es kam vor, daß die Rechnung manchmal höher war, als sie Geld hatte. „Macht nichts, Angi Base, machen Sie sich darüber keine Sorgen, sie werden's schon das nächste Mal begleichen“, sagte Herr Fleischer höflich zu der Frau.

Ihr Zuhause war am Ende des Dorfes, in der Kellerreihe; zu siebt wohnte die Familie in einem zerfallenen Preßhaus. Im Sommer wurden auch die Kinder zur Arbeit herangezogen. Angi Base stand in der Lehmgrube, den Rock bis über die Knie hochgezogen, und knetete den Lehm ... Die Kinder halfen eifrig mit, eines goß Wasser, das andere streute Spreu, je nach Bedarf. Und wenn das Material vorbereitet war, rief sie: „Na

kommt, Kinder, jetzt werden wir den Tschardasch tanzen!“ Die Mädchen und Buben ließen sich nicht lange bitten, stiegen in das Loch hinein, umarmten einander ... Angi Base stand in der Mitte des Kreises und dirigierte singend: „Kneten, kneten, dem Teufel auf die Fersen treten ...“

Wenn die Masse gut verarbeitet war, kam sie in eine rechteckige Schablone, und wenn der feuchte Lehm getrocknet war, wurden die Ziegel locker in Häufchen zusammengesetzt. Manchmal, wenn sie ihr Kreuz vom vielen Bücken kaum gerade ausrichten konnte, klagte die Frau: „Mein lieber Gott, ich hab schon soviel Dreck geknetet, damit könnte man eine Festung erbauen!“

Eines Sonntag nachmittags hatte man im Dorfe eine Volksversammlung verkündet; es kam jemand von der Hauptstadt, der einen Vortrag hielt. Der Mann erweckte mit seiner gewählten Rede die Aufmerksamkeit mancher Zuhörer: „Das ist unser Mann! Der spricht mir aus der Seele“, sagte man.

Bald darauf wurde der Volksbund gegründet. Die Großbauern zögerten, sie wollten nicht eintreten; man traute dem Führer nicht. Angeblich wollte er alle Auslandsdeutschen ins Reich zurücksiedeln. Mitglieder des Volksbundes wurden zumeist besitzlose, landarme Leute, die eine Verbesserung ihrer sozialen Lage erhofften. Als Leiter hatte man den Wetzler Jakob gewählt. Sein Vater, Johann Wetzler, war ein ansehnlicher Bauer, er wollte die Wirtschaft seinem älteren Sohn, dem Kasper, überlassen. Kasper heiratete die Tochter eines Großbauern, die Schnaller Liesl. Da Liesl das einzige Kind war, blieb Kasper am Schnallerhof. Der alte Mann mußte sich mit dem Gedanken zufriedengeben, daß sein jüngerer Sohn Jakob die Wirtschaft übernehmen würde. „Mei Jockl, dea kümmert si um ollas auf t Wölt, nua die Wirtschaft liegt iam koanet ao!“ klagte der alte Mann des öfteren.

Als die Volksbündler ihr Heim in einem alten Gasthaus eingerichtet hatten, gingen die Leute, auch jene, die nicht Mitglieder waren, aus Neugierde hin, weil man über die Erfolge Deutschlands so viel Gutes gehört hatte. Auch die Angi Base hatte die Neugierde dorthin gezogen. Obwohl sie von Politik nichts verstand, fühlte sie instinktiv, daß es so nicht richtig sei, wie es bisher war, daß einige ohne Sorgen in Hülle und Fülle leben und andere ihr Fortkommen nur mit saurem Schweiß erreichen könnten.

Bisher war die Frau jeden Sonntag und Feiertag in die Kirche gegangen. Seit sie die Türschwelle des Heimes überschritten hatte, sah sie die Welt ganz anders. Zur Messe ging sie nur an denkwürdigen Feiertagen sowie Ostern, Pfingsten, Weihnachten, interessierte sich mehr für den „Wohltäter des deutschen Volkes“ als für die Zehn Gebote Gottes. Einmal, nach einem Vortrag, den ein Mann vom Budapester „Deutschen Haus“ gehalten hatte, sagte sie begeistert: „Wenn ich nur einmal mit dem Führer reden könnte! Ich würde ihm alles erzählen, was man mit den armen Leuten treibt“

Auch ihren ältesten Sohn, den Hansi, befahl die Abenteuerlust: Er meldete sich freiwillig zur Waffen-SS. „Die Bauern können mich am Arsch lecken!“ sagte er entschlossen. Der Junge diente seit seinem zwölften Lebensjahr bei den Großbauern. Zwei Jahre später mußte sein Bruder Michel mit siebzehn bei der Zwangsrekrutierung die graue Uniform anziehen. Ihren Vater hatte man für untauglich befunden. Die Eltern blieben mit ihrer Tochter Lena alleine.

Die Familie Pichler konnte sich schon ein bißchen mehr „erlauben“. Der Sohn Hansi schickte seinen Sold fleißig nach Hause. Zu Weihnachten 1942 überwies er seinen Eltern 420 Pengöden Preis einer Kuh. Im Sommer 1943 ließen sie ihr verfallenes Haus erneuern. Frau Pichler strahlte vor Freude. „Hätte es uns der Führer nicht ermöglicht, so müßten wir unser ganzes Leben in der Rohrhütte verbringen“, argumentierte sie. Ihre Freude dauerte nicht lange. Am 26. August 1944 hatte man ihr den jüngsten Sohn, den Michel, genommen. Am nächsten Tag kam die Todesanzeige Hansis: Er war in Jugoslawien durch einen Partisanenangriff gefallen.

Die Geschehnisse nahm sie als Strafe Gottes auf. Die immer lebensfrohe Frau lebte fortan zurückgezogen, ging weder in die Kirche noch ins Geschäft, saß stundenlang vor ihrem Haus, schaute in die Weite – ihre Stimme war kaum zu hören.

Am 10. Mai 1945 verkündete das Glockengeläut das Ende des Krieges. Als die Leute im Dorfe die Nachricht erfuhren, brachen viele in Tränen aus: „Mein Gott! Wir haben's doch erlebt!“ Die Leute versammelten sich auf der Gasse, jeder wollte ausführlicher darüber hören. Mit aufflammender Hoffnung dachten die Leute an ihre Angehörigen, von denen sie schon lange keine Nachricht bekommen hatten. Frau Pichler blieb ein bißchen entfernt hinter einem Baum stehen und

lauschte, was die Leute redeten. Der großschnauzige Zeisberger Seppl hatte sie wahrgenommen und konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen: „Kumm her, Angi! Kannst eine gute Nachricht über den Führer hören“, rief er der Frau spöttisch zu. Die Angesprochene antwortete nicht, murmelte irgendwas vor sich hin und zog sich in ihr Häuschen zurück. „Wie kannst du denn so taktlos sein? Nimm doch Rücksicht auf ihren Zustand!“ brummte Frau Zeisberger ihren Mann an.

Der Geisteszustand Frau Pichlers hatte sich so verschlechtert, daß man sie in die Irrenanstalt einweisen mußte – aus der sie nicht mehr herauskam.

Zwanzig Jahre danach, als das Zinnglöcklein den Tod eines Menschen angab, fragten die Leute einander: „Weißt' nicht, wer gestorben ist?“ „Hab keine Ahnung.“ Man fragte den Glöckner: Er wußte auch nur soviel über die Verstorbene, daß sie hier geboren war und Pichler hieß. „Jessas!“ schrie eine ältere Frau auf. „So lange mußte das arme Wesen noch leiden ... Ich kannte sie gut ... Weshalb sie so weit kam? ... Sie wollte doch damals mit dem Führer reden ...“

II.

Frau Zsófia Kovács hatte im Tiefland, in einer ungarischen Gemeinde, das Licht der Welt erblickt. Sie mußte das Wandern schon als junges Mädchen kennenlernen: Die Eltern zogen jeden Sommer durchs ganze Land, suchten Gelegenheitsarbeit bei den Gutsherren. Die Sehnsucht, einen eigenen Grund zu erwerben, blieb für sie lange Zeit nur ein Wunschtraum. Die Aussichtslosigkeit nach dem Ersten Weltkrieg zwang viele besitzlose Leute ins Ausland.

Für die Daheimgebliebenen brachte die Bodenreform 1945 eine Veränderung. Außer dem Grundbesitz der Gutsherren gab es noch die Möglichkeit für sie, sich in den leeren schwäbischen Dörfern niederzulassen. Frau Kovács zog mit ihrer Familie nach Transdanubien, in ein zwischen Bergen und Hügeln liegendes deutsches Dorf. Sie bekamen ein mit Vieh und landwirtschaftlichen Geräten ausgerüstetes Bauernhaus. Auch Grund und Weingarten mit Keller und Preßhaus ließ man ihnen zukommen. Die Frau hatte sich nicht einmal im Traum so ein Glück vorgestellt.

Von den Bewohnern des Dorfes waren nur zehn schwäbische Familien daheimgeblieben und das auch nur deshalb, weil sie kein entsprechendes Haus und wenig oder gar keinen Grund hatten.

Als man im Dorfe die Kommunistische Partei gründete, war Frau Kovács unter den ersten, die eintraten. „Euer Platz ist hier in der Kommunistischen Partei!“ sagte der Festredner, der aus der Kreisstadt kam. Die Sitzungen, die fast jeden Tag stattfanden, dauerten bis in die späten Abendstunden; eine Beratung folgte der anderen ... es wurde mehr diskutiert als gearbeitet. Die Ackerfelder bewuchs langsam das Unkraut. Die Parole: „Das Feld gehört jenem, der es bestellt!“ verkündeten riesengroße Plakate auf Schritt und Tritt. Neben der KP wurden auch die Sozialdemokratische Partei und die Nationale Bauernpartei gegründet, die miteinander rivalisierten - es ging um die Macht.

Als die zwei Arbeiterparteien 1948 vereinigt wurden, ließ man die Nebenbuhler nicht mehr zu Wort kommen. 1949 hatte man die LPG „Neue Furche“ gegründet. 17 Familien mit 43 Mitgliedern hatten die Beitrittserklärung unterschrieben. Es folgten schwere Jahre. Außer der technischen Ausrüstung fehlte es an Fachkenntnissen. Auch die Arbeit ging unorganisiert. Man berücksichtigte nicht das Sachverständnis, nur die politische Zuverlässigkeit war maßgebend. Es kam vor, daß binnen einem Jahr drei Vorsitzende abgelöst wurden. Die Wirtschaft kam nicht vom Fleck.

Frau Kovács hatte man zum Parteisekretär gewählt. Ein treueres Mitglied hätte man kaum finden können. Es konnte gleich welche Anweisung sein, Genossin Kovács befolgte treu die Anordnungen der Partei; sie ging unermüdlich von Haus zu Haus und wich nicht, bis man die Liste der Friedensanleihe unterschrieben hatte. „Jeder Forint bedeutet eine Ohrfeige für den Imperialisten“, sagte die Zsófi néni, während sie geheimnisvoll lächelte. Die Hausarbeit überließ sie völlig ihrem Mann und ihrer Tochter. Über ihrem Bett an der Wand hingen zwei Porträts: von einem sah Generalissimus Stalin herab, vom anderen lächelte Genosse Rákosi auf die Hausleute. Die Zwangsabgaben der Gemeinde waren so hoch, besonders für den Einzelbauern, daß man sie nicht erfüllen konnte. In manchen Häusern blieb nicht einmal so viel Korn, um einen Laib Brot backen zu können. Man hatte den Leuten wortwört-

lich den letzten Bissen aus dem Munde genommen. Dagegen protestierte man vergeblich. „Genossen, habt Verständnis! Die Partei fordert es von uns, im Namen des ungarischen Volkes“, sagte Genosse Rákosi. „Habt Vertrauen zu ihm, denn die Partei hat uns noch nie im Stich gelassen“, argumentierte Frau Kovács. Manchen Leuten wurde die Unsicherheit zuwider, man suchte sich einen anderen Lebensunterhalt. Einige verließen das Dorf. Manchen Häusern sah man die Herrenlosigkeit an: bei einem war der Kamin eingestürzt, beim anderen fehlten die Fenster und die Türen; der Wind blies ungehindert durch die leeren Räume.

Trotz der staatlichen Unterstützung ging es mit der LPG abwärts; die Mitglieder verloren ihre Arbeitslust; eine Arbeitseinheit war kaum zehn Forint wert. Frau Kovács agitierte unermüdlich: „Liebe Genossen, habt Geduld, die derzeitigen Schwierigkeiten sind nur Übergangerscheinungen ... Nehmt euch ein Beispiel an den Sowjetmenschen, an ihrer heldenhaften Standhaftigkeit während des Krieges ... Der Weg zum Sozialismus ist nicht gepflastert, aber wenn wir uns die Lehre des großen Lehrmeisters Stalin zu eigen machen, werden wir nicht enttäuscht. Befolgt die Anweisungen des Wohltäters des ungarischen Volkes, des Genossen Rákosi!“

Anläßlich einer Parteisitzung hatte Frau Kovács vorgeschlagen, man solle statt Weihnachten den 21. Dezember, den Geburtstag Stalins, zum staatlichen Feiertag erklären. „Nicht Jesus Christus, sondern Genosse Stalin hat uns erlöst ...“

Als der „Vater der Menschheit“ am 6. März 1953 verschied, brach Frau Kovács in Tränen aus. „Was wird mit uns wohl hernach geschehen? Ich kann mir die Zukunft ohne ihn gar nicht vorstellen!“ jammerte sie tagelang. Sie kaufte sich ein schwarzes Kleid, dieses Trauergewand trug sie ein Jahr lang. Zum Anlaß der Bestattung Stalins hatte man eine Trauerfeier veranstaltet. Die Trauerrede hielt Frau Kovács. Sie würdigte die glorreichen Taten des Verstorbenen. Während der Rede hatte sie zu tun, ihre Augen mit dem Taschentuch zu trocknen. Mit folgendem Wunsch beendete Frau Kovács ihren Abschiedsgruß: „Wie gut wäre es, wenn ein jeder Mensch von seinem Leben nur eine Minute ihm schenken könnte, daß er ewig am Leben bliebe!“

Nach dem Tod Stalins kamen allmählich die Untaten seines besten ungarischen Jüngers, Rákosi, ans Tageslicht ... Der Auf-

ruhr in der Bevölkerung war groß, man forderte die Bestrafung der Schuldigen. Frau Kovács hatte zwar niemals eigenmächtig gehandelt, sondern immer nur die Anordnungen der Obrigkeit befolgt; das aber tat sie hundertprozentig. Sie war sehr anspruchslos, von den Gütern wollte sie nicht mehr haben als ihr gebührte. Ihre Garderobe bestand aus einem Lodenmantel, einem Alltags- und einem Feiertagskleid. Vom Herbst bis zum Frühling trug sie Gummistiefel. Im Sommer, wenn sie nicht „im Dienst“ war, sah man sie oft barfüßig herumgehen. Die Entbehrung trug sie mit Geduld, sie war fest davon überzeugt, daß es die Partei im Interesse des Volkes so haben wolle. Manche ihrer Genossen, die an der Sache beteiligt waren, wollten ihre eigene Schuld der Frau zuschieben. Während des Aufstands 1956 ergriff man die Gelegenheit, an ihr Rache zu nehmen. Frau Kovács hatte ihr Prinzip nicht aufgegeben, sie blieb sich treu, sie glaubte fanatisch an ihre Wahrheit. Ihren Verfolgern sagte sie es mutig ins Gesicht: „Schämt euch, ihr Verräter! Das ist der Dank für die Wohltat, was man für euch getan hat ...“

Die Frau mußte für ihre Tat teuer büßen: Eines Abends warf ihr jemand eine Handgranate ins Zimmer. Durch die Explosion wurde ihr Gatte, Lajos Kovács, tödlich verletzt, die Frau verlor ihr Augenlicht. Der Täter blieb unbekannt.

Weil man den Täter nicht ermitteln konnte, wurde das Attentat einfach den Schwaben zugeschrieben.

An die Scholle gebunden

Vata Vágyi

(Die Handlung der Erzählung spielt Anfang der 50er Jahre in einem Dorf in der Branau. Die Figuren sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit wirklichen Personen sowie Übereinstimmungen von Namen sind rein zufällig.)

Die Sonne näherte sich dem Horizont. Der Abend eines heißen Sommertages dämmerte allmählich heran.

Joseph Brandt, der sechzigjährige Bauer, betrat den Hof, machte das Tor hinter sich zu. Der schwarze Schäferhund begrüßte ihn schwanzwedelnd, sprang an ihm hoch und verscheuchte dabei die Hühner, die sich um den Bauern scharten. „Gut ist es, bist brav“, streichelte der Alte das Fell des Hundes. „Aber laß mich doch los, hörst!“

In diesem Augenblick trat Franz Brandt aus dem Stall, die Heugabel in der Hand.

„Grüß dich, Vater!“

„Grüß dich. Hast die Kühe versorgt?“

„Eben bin ich damit fertig geworden ...“

Der Altbauer schwieg eine Weile, während sein Blick auf dem Gesicht des Sohnes ruhte.

„Gehn wir mal hinein“, sagte er dann ernst. „Ich will dich was fragen.“

Franz machte die Stalltür zu, lehnte die Heugabel an die Wand und folgte seinem Vater.

Schweigend betraten sie das Haus. In der Küche wärmte gerade die junge Bäuerin das Abendessen auf. Ehe sie noch den Schwiegervater begrüßen konnte, trug ihr Franz auf:

„Geh doch mal zum Wirt hinüber! Meine Zigaretten sind bald alle.“

Sie nahm die Suppe vom Herd, legte ihre Schürze ab und verließ wortlos das Haus. Draußen atmete sie erleichtert auf, nicht dabeisein zu müssen.

Vater und Sohn saßen einander gegenüber. Beide groß, kräftig. Den Unterschied von mehr als dreißig Jahren sah man nur an den ergrauten Haaren des Alten, an den tiefen Furchen in seinem wettergebräunten Gesicht.

Er stopfte seine kurze Pfeife mit dem übelriechenden Tabak, zündete sie umständlich an und begann erst, nachdem die ersten Rauchringel von der Pfeife emporschwebten:

„Ihr seid heute wieder im Gemeindehaus gewesen ...“

Der Sohn nickte:

„Dies war schon das dritte Mal ...“

„Und?“ forschte der Vater gespannt weiter.

Franz antwortete einige Augenblicke lang nicht. Er saß mit hängenden Schultern da, richtete seine müden Augen auf den Alten:

„Wir haben unterschrieben.“

Bedrückende Stille erfüllte für Sekunden den niedrigen Raum.

„Was habt ihr gemacht?!“ fragte dann Joseph Brandt drohend mit heiserer Stimme. „Was?! ... Unterschrieben?!“ Das letzte Wort brüllte er schon lauthals, voller Verzweiflung.

„Scheißkerle!“ Sein Schrei war wild, erfüllt von tobender Wut. Die Pfeife schleuderte er in eine Ecke der Küche, stemmte seine Fäuste auf die Tischplatte und bäumte sich vor seinem Sohn auf, als wollte er ihn töten, in seinem grenzenlosen Haß mit bloßer Hand erwürgen.

Franz schaute mit trübem Blick dem Alten in die Augen und sprach ruhig:

„Du hast recht, Vater ... Wir sind Scheißkerle. Alle, die wir unterschrieben haben ...“

Die Worte, aus denen tiefste Resignation und Müdigkeit sprach, machten den Vater unsicher. Er hatte mit allem anderen gerechnet, nur nicht damit, seinen Sohn so sprechen zu hören. Seine Wut wich langsam dem Gefühl blinden Schmerzes, während er die Situation in allen Ausmaßen begriff.

Er ließ sich auf den geschnitzten Stuhl zurücksinken, beide Hände auf die Tischplatte gelegt.

„Wie ist es passiert?“ wollte er wissen.

„Die zwei Beamten aus der Stadt drohten uns ja wieder. Sie sagten, wir seien staatsfeindlich eingestellt ... Sie haben uns erklärt, daß unsere Felder umgegliedert werden, wenn wir nicht bereit sind, in die LPG einzutreten. Wir hätten den schlechtesten Boden bekommen, Vater, in sieben Teilen. Weißt, ganz außerhalb des Dorfes, hinter dem Kapellenhügel und so ...“

Er hielt inne. Sein Blick flehte den Vater um Verständnis an. „Hat man dich geschlagen?“

Franz schüttelte den Kopf.

„Nein ... mich nicht, nur den Wagner Alois. Der sagte ihnen rundheraus seine Meinung von der LPG, von der Schinderei, von der ganzen Regierung. Er nannte die beiden ‚Räuber‘, ‚Schmarotzer‘, spuckte vor ihnen aus. Er hätte das Ganze lieber lassen sollen, denn die zwei schlugen ihn nieder und verprügelten ihn unbarmherzig. ‚Du wirst noch betteln, in die LPG eintreten zu dürfen, dreckiger Schwabenbalg!‘ schrien sie und schlugen und schlugen immer wieder auf ihn ein ...“

Er stand auf, trat vor das Fenster, den Rücken dem alten Bauern zugekehrt und sprach weiter:

„Wir anderen, alle fünf, waren feige. Wir standen nur da, wortlos, die Augen abgewendet. Wir begriffen, daß wir nie unsere Ruhe haben werden, wenn wir nicht unterschreiben ... Da nahm ich das Papier, den Füller und unterschrieb als erster. Die anderen machten es mir nach ... zuletzt der Wagner, den sie endlich losließen.“

Joseph Brandt stand auf, trat neben seinen Sohn und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Weißt, in der letzten Zeit habe ich mich oft gefragt, ob ich richtig gehandelt habe, als ich dir nach deiner Hochzeit die Wirtschaft übergeben habe. Jetzt weiß ich, daß ich es nicht hätte besser tun können. Du hast recht, daß du unterschrieben hast. Und obwohl ich das einsehe, wäre ich nie fähig gewesen, zu unterschreiben, auch wenn man mich totgeschlagen hätte ... Zwölf Joch guter Boden ist halt kein großes Vermögen, doch wir, ich und deine Mutter, mußten uns jeden Tag mühen und plagen, bis wir es beieinanderhatten. Und nachher, um es nicht zu verlieren.“ Er sah Franz ernst, mit Trauer in den Augen, an.

„Nicht du bist daran schuld, daß nun alles weg ist ...“ Er wandte sich ab und ging stumm, gebeugt aus dem Haus. Er verließ den Hof, ohne sich um den Hund zu kümmern, der ihm nachbellte.

Müden Schrittes ging er die Dorfstraße entlang zu den Feldern. Es war schon fast dunkel. Die Luft kühlte sich allmählich ab. Endlich stand er vor einem Meer sich wiegender Ähren, die ihr Gold bereits gegen das Blau des Abends vertauscht hatten.

Der Bauer machte einen Schritt vorwärts, noch einen, noch einen und noch einen, watete im Weizenmeer weiter, zer-

malmte unter seinen Füßen Halme und Körner; während er mit seinen schwieligen Händen die Ähren an beiden Seiten streichelte.

Er ging und ging, vor Erschöpfung keuchend, mit dem salzigen Geschmack seiner Tränen im Mund, fiel auf die Knie, raffte sich mühsam auf, fiel wieder, kroch weiter, bis er nicht mehr konnte und blieb inmitten des Weizenfeldes liegen.

Im Wolkenkratzer

Georg Wittmann

Sie sitzt auf der Bank. Der weite Platz vor der Kirche hat vier Bänke, alle gleich rot gestrichen. Eine davon ist meistens frei, öfters kann sie auch wählen, weil die Sitzplätze ringsum leer sind.

Ein mildes Lüftchen weht, und die Frühlingssonne zeigt schon ihre wärmende Kraft. Man knöpft sich noch zu, hält das Gesicht gegen die belebenden Strahlen, macht die Augen zu und überläßt sich dem erwachenden Frühling.

Der Verkehr pulsiert fast pausenlos vorüber, nur einige Meter entfernt, doch daran hat sie sich schon gewöhnt. Lastautos, Autobusse, Personenwagen, dann die Elektrische. Hier aber, auf dieser kleinen Insel, da weicht ihr alles aus. Man schaut dieser emsigen Hatz zu, dem achtgebietenden Tempo, einigen von Zeit zu Zeit vorbeigehenden Fußgängern. Nur das Dröhnen der Fahrzeuge könnte stiller sein.

So wie es auch jetzt ruhig wurde. Bis sich dann eine neue Fahrzeugkolonne nähert. Doch scheint es noch so, als wären schon alle Fahrzeuge vorübergefahren. Vogelgezwitscher ertönt vom nahen Baum und Strauch. Als wär's am Deichufer des Bächleins, wo das Frischgras so neugrün, und wenn man mit offenen Augen schreitet, dann schlüpfen die Veilchen vom Boden, strecken ihre zartblauen Köpfe der lockenden Sonne entgegen ...

Kleine blaue Büsche, im Kranze von Blättergrün, zeitige Boten des Frühlings! Wie hatte sie als Kleinkind, dann später als heranwachsendes Mädchen, Freude daran gehabt.

„Kipt's scha Veilchen?“ fragte sie die Mutter und trippelte vom langgestreckten Haus in den schmalen Garten hinunter, wo der Weg an einigen Bäumen vorbeiführte bis zum Deich des Bächleins, wo die Zwetschgenbäume den Hinterhausacker abschlossen. Da spielen die Veilchen im Winter Verstecken, heben aber ihre Köpfe hoch, wenn es dann an der Zeit ist.

Fingerchen sammelten den Strauß, der gleich blau schien wie die Augen des Mädchens. Oder wie der strahlende Himmel, der aber in den beiden Augen von der Mutter gefunden wurde, als es ihr den kleinen Veilchenstrauß schenkend überreicht hatte.

Wie kommt es dann später, wenn die Schritte schon sicherer werden, wenn sich dem Kinde auch Spielkameradinnen anschließen? Da steigen die Freundinnen plaudernd ins Freie, hinunter zum Bächlein, der immer wieder neue Wellen weiterleitet, und geteilt wird die Freude am Finden der Blumen.

Doch vergehen die Jahre, als marschierten sie in Siebenmeilenstiefeln, und es erwachte eines Frühlingstages erneut der Wunsch in ihr, nach Veilchen zu schauen. Sie vermißte die Freundinnen nicht, es war sogar gut, daß sie nicht kamen: neue Gefühle schienen ihren jungen Busen zu sprengen. Wie gut ist es, die feine Frühlingsluft tief einzuatmen, im Sonnenschein zu schlendern; nicht weit, nur bis zu den Veilchen. Der Bach spricht durch seine Wellen, ein Vogel jubiliert am knorrigen Ast, der Sonnenschein überflutet alles, Frühling ist's! Auch im jungerwachten Herzen. Wünsche entstehen, unklar, unbekannt, als hause da drinnen ein Fremdling.

Die Veilchen sind aber die alten. Sie haben die Böschung hier liebgewonnen. Das ist eine alte Liebe, wie die immer wiederkehrende Sehnsucht des Mädchens nach diesen einfachen Frühlingsboten. Die einstigen Fingerchen sind zu Fingern geworden, doch ...

Doch Franz, der den Deich entlangkommt, sieht, wie ihre Fingerchen geschickt einen Strauß binden. Dann werden es gleich zwei Sträuße, und dabei werden nur die schönsten Veilchen gesammelt ...

Franz, Franzl. Früher, noch während der Schulzeit, hatte er für Blumen nie was übrig. Gewandter Junge, jetzt steht er aber so angewurzelt unentwegt mit dem Strauß da, als wüßte er nicht, was damit anzufangen sei.

Gewachsen ist er aber. Wenn man ihm in die Augen blicken will, dazu heißt es den Kopf heben. Er ist noch verwirrt dabei, schaut hinab zu den Veilchen, die sind ja auch blau.

Sie verblühten aber. Doch der Franzl kam bald erneut. Er schritt entlang des Dammes, und sie wartete von der Küchenfensterecke darauf, wann der Bursche endlich erscheinen würde. In der Hand hatte er Maiglöckchen, die im Kammerwalde wuchsen.

Jetzt stand er nicht mehr so steif da an den Zwetschgenbäumen, wie ein grenzwachender Zinnsoldat, der keinen weiteren Schritt machen darf. Das Maireserl wurde zu einem Tausch-

objekt, und die Zwetschgenbaumblätter tuschelten nur leise über ein zartes Küßchen. Franzl.. Die Jahreszeiten wechselten, und sie wechselten den Ring. Dann hatte sie sich weiß gekleidet, wie Kirschbäume im Frühjahr, und sie standen vorm Traualtar.

Der lärmende Verkehr flutete ununterbrochen vorbei. War sie vielleicht ein wenig eingenickt oder träumte sie nur so vor sich hin?

Ein Rettungsauto heulte eilig.

Wäre es gut weiterzuträumen, wie im Mädchenalter? Was hatte das Leben doch für Schwierigkeiten bereitet nach dem Ersten Weltkrieg!

Sie wohnten bei ihren Eltern. Bekamen ein Zimmer, einige alte Möbel dazu. Franz arbeitete in einer Fabrik. Frühmorgens ratterte mit ihm die Lokalbahn stadtwärts. Der Lohn war niedrig, hart arbeiten hieß es. Daran ist nicht gut zu denken. Die finanziellen Lasten des Alltags haben keine Leichtsinngigkeiten zugelassen: Maßhalten waltete beim Essen, Bekleiden, auch am Sonntag.

Wie interessant ist der Mensch! Er denkt an die Lastenseiten des Lebens weniger zurück. Scheucht die trüben Erinnerungen wie Wespen davon, diese schleichen zeitweise doch zurück ...

Sie bestellte den Acker hinter dem Haus, ging mit den Eltern in den Hotter und arbeitete im kleinen Weingarten. Inzwischen erwartete sie die Stunde, wenn Franzl nach Hause kommen würde. Zum Ausruhen war nur der Winter da.

Dazu gesellte sich später die Arbeit mit den Kindern. Zuerst kam der Sohn, dann eine Tochter. Wie oft schaut sie zu Hause die alten Fotos an, und so sind die Kinder noch immer Kinder, ihre Kinder, auch wenn sie seitdem schon längst erwachsen sind. Doch bis dahin führte noch ein weiter Weg. Es kam der Zweite Weltkrieg. Auch Franz mußte einrücken, und sie wurde Fabrikarbeiterin, lernte ein, stand an einer Maschine und schuftete. So manchen Abend schrieb sie mit schwerer Hand und Schrift Briefe an Franz und wartete besorgt auf die Antwort. Nicht viel beinhalteten diese Zeilen: immer wieder, daß es uns wohl geht und einige Kleinigkeiten, deren Bericht jedoch das Leben ein wenig erleichterte.

Sommer 1944. Die Hauptstraße wurde mit einem Bombentepich belegt. Die Erde bebte, und sie umarmte beide Kinder in

der Tiefe eines bombensicheren Weinkellers. Ihr Haus blieb unversehrt, nur einige Fensterscheiben gingen vom Luftdruck in Scherben.

Das Leben wurde immer schwerer. Die Lebensmittelkarten waren eingeführt, und kaum reichte das Brot für die zwei heranwachsenden Kinder. Die halfen der Mutter im Gemüsegarten hinterm Haus, im Sommer im Weingarten, so konnten sie sich wenigstens am Obst satt essen.

Dann kam Franz in ein Lazarett, er mußte operiert werden. Es war vielleicht noch gut, daß sie bei den vielen Sorgen und Arbeiten kaum Zeit zum Nachgrübeln hatte, am späten Abend war sie wiederum todmüde.

Nach der geglückten Operation blieben dann die Briefe aus, weil die nahende Front den Postverkehr lahmlegte. Endlich kehrte ihr Mann 1945 abgemagert heim.

Ganz allmählich wurde dann das Leben von Jahr zu Jahr leichter. Mannshände griffen zu: in der Fabrik beim Trümmerentfernen, zu Hause im Garten und Hotter. Auch die heranwachsenden Kinder hingen am Vater, der bald dafür sorgte, daß der Sohn auf der Technischen Universität lernen konnte und Maschinenbauingenieur wurde. Die Tochter absolvierte Buchhaltung und arbeitet seitdem in einem Büro.

Kummer bereitet ihr nur, daß beide Kinder weit weg wohnen, da sie heiratend in fernegelegenen Städten ihre Existenz und Familie gegründet haben. Sie kommen von Zeit zu Zeit auf einen kurzen Besuch nach Hause. Aber kaum angekommen, fahren sie schon wieder ab.

Man muß sich daran gewöhnen. In zwei Jahren zogen beide fort, und im nächsten Jahr starb ihr Vater, einige Monate darauf auch die Mutter. Das einst so belebte Haus wurde immer stiller, da blieb nur ihr Mann, der Franzl.

Sie besuchte fast jeden Sonntag ihre Schwester, manchmal sogar auch in der Woche. Sie plauderten, besprachen den Alltag, dann ging sie die Peter-Paul-Gasse hinunter, es konnte die nächste Woche folgen.

Sie und Franz haben mit den Jahren das Pensionsalter erreicht und gingen in den Ruhestand. Im Hof pflanzten sie Rosen. Die Weinlaube vor dem Gang hatte Jahr für Jahr mehr Bewunderer angezogen, die sich an den wunderschön schillernden Trauben ergötzten. Sie schufen um das Haus ein kleines Paradies. Endlich sah es so aus, daß in ihrem Leben, ja schon Lebens-

abend die sorglose Zufriedenheit eingekehrt sei. Man freut sich zu Hause an der Wohnung, an diesem alten Bauernhause, arbeitet nur so zum Spaß im Garten hinter dem Hause, hat mehr Zeit, mit den Nachbarn zu plaudern, da doch fast ein jeder in der Gasse bekannt ist, angefangen vom Dorfschmied sowie der Frau Wirtin bis zum Friseur und dem Bäckermeister. Dann kam die Nachricht: die Hauptstraße wird saniert, alle Häuser werden abgerissen. Man munkelte zwar schon früher davon, doch konkrete Abbautermine waren nicht zu erfahren. Es stand nun klipp und klar auf dem zugesandten Schreiben, sie lasen es und lasen es immer wieder, als müßten sie die Sätze auswendig lernen, wie eine Aufgabe, die sie zu bewältigen haben... Die Tage und Wochen vergingen, und sie schleppten den Gedanken wie einen schweren Mühlstein am Tag im Sinn und des Nachts in den unruhigen Träumen.

Das Haus soll weg, ihr Haus, dieses alte Gebäude, mit dem aber die Kindheit, die Jugendjahre verbunden sind. Die blühenden Rosen sollen weichen, die Weinlaube soll keine Trauben mehr reifen. Der Gemüsegarten hinter dem Haus soll aufgelassen werden, Abschied nehmen heißt es von den Veilchen!

Franz wurde wortkarg. Das Wissen, von hier scheiden zu müssen, war für ihn eine Bürde, die ihm das Leben unsagbar erschwerte.

Sie hatte es auch nicht viel leichter, sie versuchte ihn zu trösten, was aber kaum gelang.

Dann war es soweit, daß sie wählen mußten: zwei Wohnungen wurden ihnen als Tauschwohnungen vorgeschlagen, beide waren weiter drinnen in der Stadt. Nein, das kann nicht sein, das wußten sie mit Bestimmtheit. Von hier auf ewig Abschied nehmen: nein, das können sie nicht verkraften. Das Häusermeer der Großstadt soll sie nicht als lebende Tote begraben. Der Sohn begriff diese Notsituation der Eltern. Er hat alles dangesetzt, daß es anderswie ausfallen sollte, und konnte erreichen, daß den zwei Alten eine Komfortwohnung in der hier gebauten neuen Wohnsiedlung zugesagt wurde.

Der Winter verging. Erneut wehte Frühlingsduft in den Lüften. Das andere Ende der Hauptstraße war schon abgerissen. Lastautos schafften die Steine fort, Bagger hoben Erde aus, Planierarbeiten folgten, entwurzelte Bäume lagen gehügelt, eigens dafür konstruierte Förderautos brachten vorfabrizierte Betonhausteile, und die ersten zehngeschossigen Wohnhäuser

wuchsen wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden. Mit zitterigen Händen klaubten sie Veilchen. Die blühten wie gewohnt unter den Zwetschgenbäumen, und sie wußten es, daß dieses Klauben zum letzten Mal geschehe. Dann trugen die Zwetschgenäste kleine weiße Blüten, die Bäume sollten aber keine Zwetschgen mehr zur Reife bringen, doch ahnten diese noch nichts von dem Todesurteil.

Der Staub der zerfallenden alten Bauernhäuser wirbelte immer näher auf, und eines Tages mußten sie ziehen, nur einige Steinwürfe weit, in eines dieser hochragenden Betonhäuser. Franz nannte sie Wolkenkratzer. Die erhoben sich so weit in den Himmel wie die Kirchturmspitze, waren fast so hoch wie die Berge dahinter.

Jedes Stockwerk hat vier Wohnungen, also zehnmal vier, insgesamt vierzig Wohnungen in einem Haus. Es gibt einen Lift, am Hauseingang gleich Namensschilder, und wenn er gesucht wird, so hat der Besucher per Haustelefon nachzufragen. Es gibt Zentralheizung, eine Badensiche mit kaltem und warmem Fließwasser.

Wie könnte dieses alles mit dem alten Bauernhaus verglichen werden, mit der alten Hauptstraße, wo Haus an Haus in Reih und Glied standen. Doch deren Einwohner, alte Bekannte und Freunde, die zogen alle fort, fanden Unterkunft weiter stadtwärts, drinnen im steinernen Häusermeer. Hierher zogen Leute aus der Ferne, die schon lange auf eine Wohnung warteten.

Franz wurde griesgrämig, fand nimmer seinen Platz. Als sie in den „Wolkenkratzer“ einzogen, nannte er die neue Wohnung eine Gruft. Was ihm allein behagte, war das ständig rinnende Warmwasser. Ansonsten aber verkehrte Franz fortwährend wie ein Quecksilber, als suche er nach etwas, was verschwunden.

War es bei Frostwetter angenehm warm, fernegeheizt, so fehlte ihm der Holzbock, das Holzsägen und Holzhacken. Freude bereitete ihm noch der kleine Weingarten im Hotter, er bearbeitete diesen auch noch, als er schon über siebzig Jahre war. Dort klagte er sich aus, tröstete sich in der Natur und brachte von dort eines kalten Tages, als er bei der Arbeit allzu sehr schwitzte und sich dann zur Rast niederließ, eine Lungenentzündung heim. Von einem Arzt wollte er anfangs nichts wissen, dann kam aber dieser schon zu spät . . .

So blieb sie halt allein. Franz fand seine ewige Ruhe droben auf dem Bergfriedhof, wo es keine friedstörenden Wolkenkratzer gibt. Da ist es still, da rollt kein ebbeloser Verkehr vorüber; hier oben ist es ruhig.

Sie mußte sich ins Unabänderliche fügen, fand aber die Wohnung allmählich als zu geräumig und vermietete ein Zimmer mit der Zeit an ein junges Mädel. Berta war ein ruhigstilles Mädchen, von Beruf Krankenschwester, kam aus Südongarn, war anfangs ziemlich verschlossen.

Zu Weihnachten wollte Berta heimreisen, ihre Diensterteilung ließ es ihr aber nicht zu, und so war sie zum ersten Mal zu Weihnachten fern von zu Hause und hatte nicht einmal einen kleinen Tannenbaum in ihrer Stube.

Wie leuchteten Bertas Augen auf, als sie das Mädchen am Festtag auf ein Stündchen zu sich eingeladen hatte! Sie hatte vortags sich darauf schon vorbereitet, dann gekocht und gebacken, und alles, besonders aber die feinen Beugeln schmeckten dem jungen Mädchen wohl. Unter dem kleinen Tannenbaum war auch für sie ein kleines Paket bestimmt.

Von nun an war Berta immer aufgeschlossener zu ihr. Sie erzählte aus ihrem Leben, vertraute dem Mädchen ihre Sorgen und ihren Kummer an.

Eines Tages, als Berta zu ihr hereinkam, hatte sie eben im Deutschen Kalender gelesen. Das Mädchen blickte ins Buch, blätterte hinein und fand auch auf einem Blatt Fotos aus ihrem Heimatort in der Branau. Da erzählte Berta von ihrem Zuhause, ihren Eltern sowie Geschwistern, und so knüpfte sich eine Freundschaft zwischen den beiden.

Die Sonnenstrahlen scheinen nicht mehr so warm zu sein. Es ist erst Frühlingsanfang. Wie aber der menschliche Geist die Zeit, Jahre und Jahrzehnte überspringen, diese in Gedanken erneut erleben kann . . .

Wie sie so die Augen auf tut, da ragen Hochhäuser in Reih und Glied gen Himmel; eine Wohnung in diesen Schachtelhäusern ist jetzt ihr Zuhause. Sie spaziert noch zum Rathausplatz, schaut sich die Schaufenster des Blumenladens der LPG „Sasad“ an, wobei sie immer ihre helle Freude hat.

Zu Hause aber wartet auf sie schon ein kleiner Veilchenstrauß, den ihr Berta ins Wasser gestellt hat. . . Wenn dann das Wetter ein ganz wenig wärmer wird, dann kommt die Zeit, in den Weingärten im Hotter hinauszugehen. Es nahen ja die Frühlingsarbeiten!

Bekenntnisse eines Birkenbaumes

Valeria Koch

Immer schon wollte ich Mensch sein.

Kurz danach, daß mich ein großherzig-seltsamer Mann auf dem Hügel voller Trauben und Sonnenschein, neben seinem prächtigen Weinkeller angepflanzt hatte, daß mich die süßen Septemberlüfte und die lauen Regentropfen schmeichelnd anregten, meine Wurzeln der Mutter Erde und meine Äste Vater Sonne anzuvertrauen, begann ich und in mir eine namenlose Sehnsucht zu wachsen. Ich dachte, es geht allen Bäumen und Lebewesen so auf dem Hügel und im Tal, wohin ich tagtäglich leichter und bequemer hineinblicken konnte; ich dachte sogar, es sei natürlich, wie Grillengezirpe und Blumenstille natürlich sind, mit einer namenlosen, plagend-schönen Sehnsucht heranzuwachsen, im Kreise ähnlicher Wesen, die genau so empfinden. Glücklich wuchs ich dieses Glaubens, genoß des Herbstes Freigebigkeit, und kam der Mann, der mich gepflanzt, in den Keller, um Wein, Kartoffel und Grünzeug nach Hause zu bringen, kam er zuerst und vor allem immer zu mir. „Schön bist, kleine Birke, und kräftig, ich will, du sollst mich überleben“, sagte er, und mir wurde warm, wollte dem Mann etwas Nettes sagen, vielleicht ein Dankeschön fürs Leben, stand aber nur still und bleich da, und mir wurde schwer dort, wo die Menschen ihr Herz tragen, und ich ließ einige meiner vergilbten Blätter fallen. „Es herbstelt“, sagte der Mann nachdenklich, und hob einige meiner Blätter von der Erde, steckte sie in die Hosentasche und ging. Da wurde es mir plötzlich klar, was mir fehlt.

Den Winter hindurch schlief ich unter einer weißen Decke, träumte über ein Erwachen als Mensch. Im Vergleich zu den anderen Bäumen erwachte ich ziemlich spät — ich wollte tiefer und länger schlafen, um sicherer ein Mensch zu werden. Damals noch stellte ich mir das Menschwerden als einen möglichen, wohl aber langen und komplizierten Prozeß vor: Eingeschlafen bin ich in der Hoffnung im Frühling eine umgekehrte Philemon-und-Baucis-Verwandlung zu erleben. Statt dessen habe ich mein Überleben nach der großen Enttäuschung

erleben und überdenken können. Erstaunt stellte ich fest, wie hoch ich bin, wie stark ich mich fühle, wie weit ich ins Tal hintersehe. Ich hörte ein Bächlein rauschen, der Amseln Konzert, bewunderte die Eleganz der bescheiden-schönen Veilchen neben meinem Stamm im Gras, betrachtete die emsige Arbeit der aufs Feld ausgeschwärmten Frauen. Gegen Abend kam der Mann, der mich gepflanzt, sah mich mit strahlenden Augen an. „Bist ein schöner Baum geworden“, sagte er, und ich fühlte mich zum erstenmal in meinem Leben wohl als Baum. Ich war jung, schlank und wurde von den Menschen schön genannt. Gegen September kam der Sohn meines Anpflanzers zum Keller. Schon von weitem erkannte ich ihn, obwohl ich ihn nie zuvor gesehen hatte. Er war fünfundzwanzig, hatte ein offenes Gesicht. Als er im Kommen den Keller und daneben mich erblickte, blieb er stehen und betrachtete uns. Sein Gesicht leuchtete wie die Spätsommersonne am klaren Himmel. Er kam näher und ließ sich im Gras nieder. Sein Blick schmeichelte über mein Laub, und als er ging, streichelte er mit der Hand zärtlich meinen Stamm. „Du bist so schön, kleine Birke, wie meine Braut, die jetzt krank ist. Du bist so weiß, so still, wie sie im Krankenbett. Gott behüt' euch beide.“ Plötzlich spürte ich wieder, wäre ich Mensch, könnte ich ihn beruhigen, seiner Liebsten helfen. Unruhig und traurig war ich in diesen Tagen, unsicher und trostlos. Milde Sonne, leichte Lüfte, kühles Mondlicht versuchten, mich zu heilen. Die Nuß- und Zwetschgenbäume, die auch zum Keller meines Anpflanzers gehörten, begannen vor wilder Eifersucht zu sausen und brausen. „Schämst dich nicht, nutzlose, fruchtlose, eitle Dirne! Verrückt ist der Alte, der dich angepflanzt, verrückt sein Sohn, der dich verwöhnt. Schau unsere Früchte, sieh, wie nützlich wir sind!“ Am Morgen, als mein Anpflanzler mit seiner Familie zum Keller kam, um die Weinlese vorzubereiten, stand ich blätterleer und bewegungslos.

Während der vergangenen zwanzig Jahre habe ich oft gedacht, welch Glück, daß ich damals ebenso wie heute ein angewurzelter Baum war und nicht ein Mensch, der ich immer sein wollte. Mensch sein ist manchmal gefährlich. Und dennoch! Außer dieser Nacht kenne ich keinen Augenblick, in dem ich nicht lieber hätte Mensch sein wollen. Mensch, der gehen, schaffen, lieben, denken, Kinder und Freunde haben

kann und nicht aber nutzlos ist, wie ich. Ist schön wirklich nutzlos? Erinnere ich mich an die selbstvergessene Freude der beiden Enkelkinder meines Anpflanzers, die lange glückliche Stunden zwischen meinen Ästen kletternd, in meinem Schatten ruhend, meine Blätter sammelnd, verbrachten, so, daß sie dabei immer wieder meine eigenartige Schönheit priesen, weiß ich, daß die eifersüchtigen Bäume nicht recht haben können. Naturwidrig ist freilich schon, daß ich so allein, so völlig anders bin als die Bäume auf dem Hügel und im Tal, die ich zu sehen bekomme. Oft stelle ich mir die mächtigen russischen Birkenwälder vor, über die mir mein Anpflanzler erzählte: Wie schön doch ihr gemeinsames Rauschen und Gedeihen, ihre Stille im endlosen Schnee sein mag. Sie sind sogar nützlich: sie verbessern den Boden, reinigen die Luft, man verwendet ihr Holz, ihre Rinde und Früchte.

Seit einigen Wochen schon sah ich meinen Anpflanzler nicht. Als er zuletzt hier war, um sich ein wenig umzuschauen — denn weder Wein noch sonst was lagert er schon seit Jahren im kühlen, großen Keller, da er schon gealtert —, bemerkte ich, daß ihm nicht wohl sei. Langsam, mit kurzen, zögernden Schritten kam er des Weges, dann trendelte er um den Keller, der genauso alt und unbeholfen aussah wie er, und bevor er ging, kam er auch zu mir. Wie klein mir der einst starke, stolze Mann vorkam! Weiß wie meine Rinde war sein Haar! An meinen Stamm gelehnt, was er nie zuvor getan hatte, betrachtete er den blühenden Hotter. Er nickte: „Ja, ja, alles grünt und tönt wieder, nur dein Herz, Alter, will davon nichts mehr wissen.“ Ich wurde auf einmal sehr traurig. Ob es der Alte bemerkte? Er streichelte meinen Stamm wie vor vielen Jahren seine Pferde und sagte tröstend: „Hauptsache, du überlebst mich, Birke. Kopf hoch und weiterwachsen!“ Dann ging er, und ich bleibe wie immer und warte. Wär' ich Mensch, könnte ich ihn besuchen, ihm über Birkenwälder erzählen, was er mir erzählt, aber auch weiteres. Heilen würde ich ihn, und stürbe er trotzdem, könnte ich ihn begraben und seinem Urenkel über ihn erzählen. So aber stehe ich da und warte, und dort, wo die Menschen ihr Herz tragen, schmerzt es mich immer mehr.

Herbst ist's wieder, kalte Regen fallen, der Keller steht vereinsamt und öde da. Im Sommer noch ist mein Anpflanzler gestorben. Seine Frau, ein altes, kleines Weibchen mit trauriger

Stimme, hat es gesagt. Vor kurzem war sie da, begleitet von einem jungen Paar, der Enkelin meines Anpflanzers mit ihrem Mann. Er betrachtete den Keller und mich mit kaltem, sachkundigem, geübtem Blick. Wär' ich Mensch, könnte ich davonlaufen, sofort, bevor es zu spät. Ich hörte Worte wie ‚renovieren‘ und ‚umhauen‘, und schon sah ich einen modernisierten, fremden Weinkeller und einen Haufen Birkenholz. Da erklang die helle Stimme der Enkelin meines Anpflanzers: „Der Baum steht nicht im Weg. Er bleibt. Er war einst mein Spielkamerad. Er beschützt den Keller vom Norden her. Und . . . und überhaupt, weil er so menschlich aussieht, da schau mal!“ Und sie kam zu mir, tastete auf dem Stamm mit den Fingern, streichelte mir Formen von Augen, Mund und Nase auf meine Rinde, nannte mein vergilbtes Laub goldenes Haar und warf mir schließlich Küsse zu. Dann lief sie zu ihrem Mann, der ihr lächelnd zusah und „Oma! Oma!“ rief, und als die kleine Frau endlich herbeischlurfte, standen sie zu dritt mir gegenüber, und wir gehörten zusammen.

Stilübungen 1988

Valeria Koch

Impressionistisch:

Smogalarmbedürftiger Sonnenaufgang.
Nur mehr ein Pinselstrich die Wälder
in allen Nuancen von Grau.
Schwarze Vögel bringen verspätete Post.

Expressionistisch:

Die tote Frau wurde nach drei Tagen
in einer Kiste abgeliefert. Ihre Kinder
fuhren nach Amerika auf Urlaub.
Die Sozialhelferin fand sie nach drei Tagen
vom Bett gefallen vor. Im Trinkglas
war eine Spinne ertrunken.

Surrealistisch:

Der Schein mondet uns an
gezogen im karierten Blau
er montaget geräumig in der Unzeit
der hölzernen Köpfe so gegen
die Jahrtausendwendeltreppenhauslosigkeit

Symbolistisch:

Panther pink spaziert über die
Nächte fernsehender Kinder
Vater sieht rot vor lauter
elektronisch grünender Zukunft
die schöne Mumie heißt Mama
und Großeltern die grasigen Gräber

Kritisch realistisch:

Die Stadt stinkt vor Abgasen und Absagen.
Die Preise steigen, die Steiger preisen.
Die Häuser wären noch bewohnbar, falls es sie gäbe.
Glatteis fällt und wir aus allen Wolken.

Soz. real:

Atomkraft — ja, danke!
Und Wasserkraftwerk kriegen wir auch!
Jetzt fehlen-uns nur noch die Windmühlen,
um furchtlose Don Quijotes zu sein!

Bachmanns Vision am Sterbebett

Valeria Koch

Es kommen härtere Tage
Hamlet stellt täglich die Frage
Karl Marx schreibt ein neues Kapital
Celan verzichtet auf das Spital
Rousseau sucht nach dem bleifreien Garten
Penelope will nicht weiter warten
Einmauern läßt sich Hölderlin
In die Luft schießen Gagarin
Jeanne d'Arc wirbt für sparsames Heizen
Artemis lebt vom Beine-Spreizen
Sokrates ist Trinker geworden
Hegel will den Weltgeist ermorden
Es kommen härtere Tage
Mitmachen?
Gar keine Frage

(1988)

Wo ist der Stern

Valeria Koch

Wo ist jener Stern
zeig uns nicht die bunten
Auszeichnungen
auch nicht den roten
noch den gelben
zeig uns keine kühnen Scherben
auch nicht das Mal
auf einer Stirn
vom Tod durchflochten
jedes Hirn

Wo ist jener Stern
es muß ihn geben
Welten drehen
sich um ihn und seinetwegen
stolpern auf den rechten Wegen
verwaiste Weisen
suchend nach dem
einen Ort
wo im Stern
funkelt das Wort

(1987)

Heiligenkreuz, Spätsommer

Valeria Koch

Du liegst im Gras
wie ein Gekreuzigter
ich seh dich an
mit Augen der Maria
einmal nur
mit denen der
Magdalena

Du sitzt in der Sonne
blinzelst mir zu
Jeanne d'Arc will
deine Narben streicheln
doch sie weiß
es tut weh

(1987)

Fazit

Valeria Koch

im Namen Gottes
im Namen der Vernunft
im Namen der Liebe
im Namen der Menschheit
geschichte

alle Gewalt
alles Unrecht
alles Verbrechen

gegen Gott
gegen die Vernunft
gegen die Liebe
gegen die Menschheit

(1984)

Impromptu

Béla Bayer

Die Romantik hat sich
am Werktag verkrochen,
es friert mein Blut

Ich lobe und verdamme
das Sternbild
deiner Hüfte:

Ich habe Göttin gemalt
ohne Kontrolle
als Vorbild zu deinem Gesicht.

Wehrlos an Dich gekettet.
Trittst Du in stetig wandelnder
Gestalt aus der Stille.

Erbe

Béla Bayer

Was mein Vater
für mich
hinterließ,
erbte er
selbst schon.
Sein angestammtes
Vermächtnis
— der ewige Mißmut.

Sein Erbe
lebt weiter —
Bei mir kann die Aufgabe
nicht mehr
Instinkt sein.

Gekritzelt an der Wand der Dunkelheit

Robert Becker

geh fort!
Vogel flieg fort!
eine Sonne liegt in blassen Kissen
und weint rote Meere

Vogel!
mein Bett steht im trüben Mondkalk
schau doch auf den gestrigen Abend!
krähe gegen unschuldige Minuten!

flieg fort!
Vogel geh fort!
reiße blutige Fetzen
aus allen verschwiegenen Worten!

Chanson

Martha Fata

Auf den Terrassen
reifen die Reben

kurz vor Winter,
kurz vor Ende.

Auf den Terrassen
süß und schwarz
reifen die Reben
der Einsamkeit.

Zukunftsvision

Robert Hecker

Ich bin bereit das Wunder
neu zu erleben im Kreis der Bäume
die blüh'n!

Du hast sie gepflanzt.
Die neuen Hoffnungen ver-
wurzeln sich im Boden
der alten Verheißungen;
alles gedeiht hier, denn
alles ist wahr.

Für immer?
die Stürme, die Stürme, die STÜR-
ME . . .

Ich bin bereit; das
Wunder — neu, immer neu! —
komme; denn bis es für mich
selbst-verständlich bleibt, ge-
schieht es auch — und heilt.

Frage an das Sachverständnis

Robert Hecker

Ich denke, daß mir die Werkzeuge
bekannt sind.

Schon seit langer Zeit sie aufgefunden
dort in der Nähe meines Gartens;
nicht weit davon.

Doch frage ich mich jetzt noch; wie
soll ich sie benützen, daß mein
Garten durch sie mehr Früchte bringt?
Meine Verantwortung ist groß; denn
das Gepflückte kosten einmal
Andere auch.

Sternschnuppe

(Der Mensch in der Zeit-Depesche)

Engelbert Rittinger

. . . er
wird
ist; ist
ganz; ganz
kurz; kurz
er war;
ist
tot . . .

Vivaldis Herbst

Georg Fath

— Adagio molto —

Schon sonnegebräunt die Felder
die Wiese rötlich-grün
die A stern golden singend
Traumweisen im Verblühn

Vom Märchenblau der Ferne
ein Strahl fällt teichverliebt
die Nacht kommt still geschritten
und zirpt ein Wiegenlied

(1977)

Karajan

Georg Fath

Aus Leidenschaftsaugen
demütig geschlossen
umfließt Musik
die schöpfend-schöne Hand

(1975)

Somogyer Elisabethberg

Georg Fath

Von wo man heute auch den Berg betrachtet,
sieht er so aus, als wär's ein Zuckerhut.
So mancher Held hat einstmals dort geschmachtet,
er ist benetzt mit tapf'rem Heldenblut.
Schon wollten manche das Geheimnis lösen,
aber gelungen ist's noch keinem nicht.
Manch Kühne, die bisher schon dort gewesen,
die sind am End doch all von dort geflücht.

Nach Mohács hatten einst die Türkenhorden
den Weg nach einer langen Strecke frei.
Sie drangen raubend, plündernd fort gen Norden,
erreichten balde auch die Schomodei.
Die Burg von Kapos lag zubald in Trümmern,
sie schlugen sie fast ganz dem Boden gleich.
Die armen Bauern mußten fast verkümmern,
denn sie verschonten weder arm noch reich.

So hatten sie sich binnen kurzen Zeiten
schon in der Gegend gänzlich eingebaut.
Die Bauern mußten alles vorbereiten,
daß sie dem Pascha eine Burg erbaut.
Er ließ sich darin auch ein Bad erbauen,
die Wände waren rings von Marmorstein.
In diesem badet er mit schönen Frauen,
ließ richten alles sich bequemlich ein.
Von lauter Gold gab's ringsum ein Gelände,
an dem sie sich beim Baden angefaßt.
Und Edelsteine zierten rings die Wände,
darin hielt er mit seinen Frauen Rast.
In Hüll' und Fülle gab es dort ein Leben,
es war so eine feenhafte Welt.
Die Bauern mußten oft das letzte geben,
er doch nur lebte, wie es ihm gefällt.

Doch einmal ging auch diese Pracht zu Ende,
vom Süden kam so ein Besuch zu ihm.
Die sprachen laut, sie schwangen mit den Händen
und trieben auch zwei Frauen vor sich hin.
Mutter und Tochter waren die zwei Frauen,
die Mutter war zuvor noch Königin.
Doch jetzt sah man sie nur ganz traurig schauen,
doch niemand wußt, warum so trüb ihr Sinn.

Die alte Magd hat manches doch verraten,
was tief verborgen in dem Schloß geschieht.
Daß alle Weiber ihn verlassen hatten,
sein Herz nun für die Königin erglüht.
Die Magd wollt außerdem noch wissen,
sogar daß man zur Hochzeit sich bereit't.
Der Pascha durft' die Freud nicht recht genießen,
die Königin starb schon nach kurzer Zeit.

In der Moschee, dort sank der Pascha nieder;
stürmt dann von dort hinauf zum nächsten Hang.
Voll Weh und Schmerz erbebten ihm die Glieder,
trug mit sein' Turban Erde auf den Sarg.
Dasselbe taten auch die großen Scharen,
zubald dann war der Sarg mit Erd bedeckt.
So trugen alle, die vorhanden waren,
bald sah man nicht mehr, wo die Moschee steckt.

Der Pascha ließ die Leut' vors Schloß marschieren,
bis alles schon in Reih und Gliede stand.
Begann sein Schmerz wuchtig zu triumphieren
und wie zum Schwur erhob er seine Hand.
Sein Auge sprüht, ließ seine Stimme hören,
doch diesmal glich sie einem wilden Fluch:
„Weh' jedem, der es wagt, sie hier zu stören,
der hier auch jemals wagt nur ein' Versuch!“

Nachher gab's viele schon, die dort gegraben,
doch alle gingen aus mit leerer Hand.
Sie rühmen sich, was sie gesehen haben,
doch nur die Schätze bisher keiner fand.
Gelang's so manchem auch hinab zu bohren,
daß er sogar der Moschee Dach erreicht.
Doch von dem Fluch, dem Poltern und Rumoren
wurde ein jeder noch von dort verscheucht.

„Weh' jedem, der es wagt, hier einzudringen,
der Toten die verdiente Ruhe raubt.
Mein Schwur soll immer ihn zum Stocken bringen,
wenn er schon vor sein' Ziel zu stehen glaubt!“

Die Linde

Erika Áts

Eine ungarndeutsche Erzählung

Die Linde — weit blickend — am Dorfrand
ihre Geburt in Niemand's Erinnerung
nur im Alleswissen langsam ablaufender Gehirne
der von Sonnenrunzeln gezeichneten Dahinreisenden
lebt noch dem Lechner-Zacharias seine Stunde
des Ältesten derer die von oben gekommen mit Barken
den Spaten den stieß der Sohn in das Erdreich
und pflanzte ans Kopfende des Grabes den Setzling
daß sich der Vater festhalte dort an den Wurzeln
die seine Säfte ins Tageslicht leiten
ins Laub

Die Linde — weit blickend — am Dorfrand
in Jahresringen was war fest eingebaut
Bild-Ton-Emotionskonserve der Landschaft
und ihre Kinder
nur mit dem überempfindlichen Taster
verständnisvollen Verstandes abhörbar
als Echo von Muß Soll und Möglich
in Überlandströmen
Unterweltfluten
in den Spuren des Sämans und der Krater von Bomben
der Treulosigkeit in der Treue und der Treue in der
Treulosigkeit
des miteinander Verschlungenseins
und des voneinander Verschlungenwerdens
eine Melodie aus tiefunterster Sehnsucht geboren
wie ein Volkslied
sich weitend
in jener Spirale der Dialektik
wo durch Wissen und Tun und Unwissen und Un-Tun
Gesetze sich drängen
über Stamm und Geäst ins Laub
Säfte von Schollen zum Licht

Im Grün der Linde nisteten die Wunder,
Sie sog den Sonntag in die Blätter ein,
Den Duft von Mädchenröcken und Holunder
Und den von Heu, dem Bett beim Stelldichein.

Atmete, wenn sich hochstemmte der Abend,
Der Burschen scheuen, dankbar-braunen Blick
Über die Wiesen aus, die Greisin labend
Mit süßem Sehnen: Drehdiezeit zurück.

Wenn Kirmes war, dann trug sie ihre Blüten,
Stolz wie ein junges Weib den Perlenkranz,
Trank aus Trompeten, blanken Messingtüten
Musik und Glut zum nimmermüden Tanz.

Sie hieß die Ästchen zappelnd Polka zittern
Und spielte mit den Liedern Ringelspiel,
Ließ zausen sich von Fröhlichkeitsgewittern,
Bis ihr die weiße Pracht zu Füßen fiel.

Die Linde ließ kreisen
den ätzenden Schweiß auf langschmalen Feldern sich
Bückender

von Morgenstern bis Abendstern
das Salz ihrer Mühen von Schwarz über Grün
für das Gold
geschürft im Blitz der Sensen
verarbeitet zu jenem qualligen Weiß
mit Rinde wie ein Stück Baum
das sie verzehrten in ihrem Schatten

das Gespann
des Großbauern und die strahlensprühenden Pferdeleiber
schaute sie und die Not
des Kleinhäuslers im Milchsuppetopf
auf die Harm des Tagelöhners
der an ihren Stamm gelehnt
die Heller in der zerfetzten Hosentasche
in endlosem Ritual gegeneinanderrieb
tröpfelte sie Tau
es zischte

wie auf erhitztem Stein
daß Leute arm seien wenn sie nichts taugten
der Fleißige schafft
vertraut auf Gott er wirds wohl machen
mit immer denselben Armen
immer denselben Reichen
und jedes Jahr Kirmes
dann trug sie die Blüten
trank Fiedelklang

Die Linde — weit blickend — am Dorfrand
kein Zeichen
kein Kommet
auch kein Krötenregen
als aufstieg
wie die Wirrnis von Gelsen über graugelbem Morast
ansteckend fiebernd die Wandlung
gestern
war noch die Luft klar Sonne blubberte im Gras
nun blähten sich Mauern wie überreizte Gedärme
und Schornsteine pafften Schwaden von Unbehagen
unter einem eng gewordenen Himmel
als auf ausgesoffenen Weinfässern
Kanzeln hölzernen Hasses
gereizte Gehirne das stutzige Stieren in den Augen
in flackerndes Kreuzigt Ihn verwandeln wußten
weil sie addierten die Sehnsucht nach Pferden und noch
'nem Stück Wiese
mit dem Ekel vor Einbrenn zu Suppe verdünnt
und den Schulden beim Krämer
Täglich ein Huhn im Topf,
Für alle Söhne Felder,
Häuser, Gärten, Wälder,
Die Steppen sind reich,
Dort holen wir uns
Die Ernte, das Gold,
Das Reich!

Bis einer rief: *He, das stinkt!*
Zuerst haben sie ihn nur abgewinkt,
doch als er nochmals rief: Das Vaterland

wollt' ihr verraten, eure eigne Hand,
die hackt ihr ab! Aus Paul soll werden Saul?
Kam es im Chor: Du Rongyos, halt dein Maul!
Am Morgen war sein Fenster eingeschlagen,
mit einem Stein, gewickelt in Papier,
auf diesem stand: Wagst du noch was zu sagen,
kannst du erleben, *Was* und *Wer* sind *Wir*!

Da hat den Mund er nicht mehr aufgetan
und mied den Platz, wo öffentlich sie brüllten,
doch abends, wenn die Hügel sich verhüllten,
schlich er mit Freunden zu den Kellern hoch,
zuerst zu dritt, zu viert, und später noch
war's gar ein dutzend, das da dischkuriert'
und weitergab der Frau, dem Ahn, dem Kind,
was Treue ist und was Verräter sind,
und wie man sich von der Krankheit kuriert.

Doch als im vierundvierzger Jahr, im März,
noch schlimmer wurde, was schon schlimm genug
sagten sie sich: Nun hoch das schwere Herz!
Jetzt brüllt so laut wie Die: *Das ist Betrug!*
Laßt euch nicht von den Trommeln überdröhnen,
sagt's jedem Sohn: Falsch sind die Fahnen, falsch!
Die da in Prinzen Eugens Namen gröhlen,
fallen, ihr werdt's erleben, auf den Arsch!
Söhne, seid auf der Hut, laßt euch nicht ködern,
denn die da mustern, sind des Teufels Brut,
sie winken uns mit Sieg, Feld, Speck und Knödeln,
dazu zu trinken aber gibt's nur Blut!

Wie zähes Eis, wenn heiße Winde hart
die Landschaft rütteln, barst das Dorf entzwei,
auch mancher Sohn zum Wolf des Vaters ward,
Wut, Weh und Wein verdickten sich zu Brei;
im Wirtshaus krachten Schädel zum Zerspringen
und aus dem Stiefelschaft die Klinge sprang
wenn *die da* wollten ihren Szózat singen
und *die dort* fahren gegen Engelland.

Dann hat's der Büttel ausgetrommelt,
wie's jedem Defaitisten geht:
Drum tut stets, was der Ruhe frommet,
ehe ihr merkt, daß es zu spät,
und hört, was man mir aufgetragen,
sie mußten schaufeln einen Graben,
dann hat man sie hineingeschossen,
den Grieber-Paul, den Lercher-Jochen,
so geht's dem, der nicht hören will!
Da ward's im Dorfe totenstill.

Totenklage einer Mutter unter dem Lindenbaum

Als du fortgingst, mein Kind, da blüht' der Salbei,
Kornblume, Mohn und Rosmarin,
du sangest, mein Sohn, als wär's dir einerlei
und zogst mit den andren dahin.
Was bekümmert, was bekümmert dich der Vögelein Gesang
und auch die Fuhrleute fahren,
das sangst du, mein Kind,
und noch lange im Wind
hört ich die Melodie schlagen.

Ich wußt' auch, mein Sohn, daß dein Herz nicht so leicht,
so singt doch ein Kind, wenn es finster,
und hofft, daß sein Trällern die Ängste verscheucht,
mein Kind, jetzt blüht der Ginster,
und rosarot und rosarot
war dein Gesicht in der Wiege klein,
und du, mein Kind, du bist jetzt tot . . .
hejl, pupejl, was krabbelt im Stroh,
die kleinen Wurigänschen, die schnattern ja so,
hejl, pupejl, was wollen sie sagen,
es schenkt dir die Mutter einen goldenen Wagen . . .

Der Hans, der kam heim, der hat erzählt,
was da vorgefallen,
man hat euch und manche noch ausgewählt
in das Dörfchen einzufallen,
alles hat er erzählt, der Hans,
daß ihr Feuer aufs Feld gegossen
und zwei kleine Alte, die hockten auf dem Ofen,
die habt ihr niedergeschossen,
weil sie auf Gewehren gesessen sind,
die steckten unter den Fellen,
die Gewehre gehörten den Partisanen, ja,
das mußtet ihr denen vergällen.

Hejl, pupejl, der Hans, ja der lacht,
und sagt, wir soll'n sein auf dich stolz,
ich aber, mein Kind, seh das Häuschen an der Gracht,
er sagt, 's war ein Häuschen aus Holz.
Ich sehe die Leutchen am Ofen sich ducken,
und dich seh ich, dich seh ich, Kind!
Wie soll ich jetzt meine Suppe noch schlucken?
Taub möcht ich sein und auch blind!
Es hang auch ein Bildchen über dem Bett,
aus goldenem Blech und mit Perlen ja nett,
die Mutter Gottes mit ihrem Kind,
das holtet ihr dorten heraus,
jetzt hängt's in dem Hans seinem Haus.

Der Hans, der meint: War halt Befehl
Wer hat den Befehl ersonnen?
Hejl, pupejl, du bist mein Kind,
und nie wirst du wiederkommen.
Nie kann dich entreißen der Mutter Leid
dem Tod, diesem grausigen Brunnen.

Hejl, pupejl, was krabbelt im Stroh,
die kleinen Wurigänschen, sie schnattern ja so,
wie soll ich die Alten im Dorfe noch grüßen,
möchte dich rächen, möchte dich büßen!
Wer hat dich von mir weggeschickt?
O Kind, mein Kind, ich weiß es nicht,
muß mit dir gehen ins Gericht,
wer hat gesät den Samen?

Schlaf, Wutzel, schlaf,
im Garten sind die Schaf,
die schwarzen und die weißen,
die wollen das Wutzel beißen,
dort drob' auf dem Berg die scheckige Kuh,
die gibt dir dein Vater, wenn's heiraten tust,
hejl, hejl, grüne Staud,
rote Pupperl drauf,
daß das kleine Wutzel schlafen kann . . .

Die Linde — vereinsamt — am Dorfrand
Wie eine Seismographnadel bei fernem Erdbeben
ritzte sie Zeichen in das Eis des Himmels
witternd die Weite
woher gepanzerte Wogen sich schoben über Hürden von
Hügeln

dröhnende rote Herzen
und Augen
in denen die in Brand gesteckten Weizenmeere
und das letzte Flehen der Altchen
malmender als jede Technik
Kanonen und Katjuschas
abertausende Kilometer Fußbreit um Fußbreit
Tankbreit um Tankbreit
bezwangen

Die Linde im Panzergewoge
sah brodeln
tosen
sich winden in Krämpfen des Kommenden
den Mutterleib der Landschaft
sich werfen dem Firmament entgegen
und gebären
den Frieden

ein Wind kam auf
sachte und leis
tastend
wie liebende Hände
von werweißwoher flatterte ein Körnchen
in von Raupenketten gepflügte Furchen

Und Frühling ward's
die Linde wollte grünen
lauscht' bang ihren Säften
ersehnte das Prickeln in ihren Astspitzen
daß es sich ankündige
doch die Wurzeln
verbissen sich in das Erdreich
alles nach Oben drängende drosselnd
daß es versickere in jähe Tiefen

Die Linde — verdorrtes Geäst —
über Sonne und Lüfte
Düfte und Töne
brütet die Blinde

horchte aufs Kommen und Gehen der Züge
Züge, die auf Schienen knatterten
und auf aufgerissenen Landstraßen sich vorwärtsschoben
aus den moldawischen Bergen
Dörfern mit Namen wie Gottstehmirbei
herumgestoßen alle die Jahre
aus dem Oberland
vielleicht
in neue Heime
Züge
sich entfernend
sterbend im Rattern

wie Wirbelwind sprang er sie an
Verbissenheit und Groll
Sichverriegeln
Nichtdrandenkenmögen
verharmloste Harm
und die Bitternis des Übereinkammgeschorenwerdens
auch Hoffnung
endlich auszuruhen

Aus den eingetrockneten Adern ihrer einst bauschiggrünen
Lungen
pfiß Schwindsucht
sie klammerte sich

an die bunten Drachenfetzen in ihren Ästen
denn nichtswissend die Kinder
an den weißen Duft bleichenden Linnens
denn Frauen decken wieder Betten auf
wenn *hü-hott* und *hó-ha* den Boden bestellen

Ein Tag kam auf mit wonnewarmer Sonne
ein Trecker brummte am Feldweg vorbei
wie über Saiten des Cellos der Bogen strich das Summen
über die dürren Zweige der Linde
und sie flehte

Ihr Wurzeln, entkrampft euch,
ich möchte sehn,
erblicken die Landschaft
und die sie bestellen!
Rüstet, ihr Säfte, zum Auferstehn
hoch in der Sonne, der hellen!
Höret, ihr Wurzeln, uns brauchen sie noch,
das Laub, daß es labt in der Glut,
es gibt neue Lieder, die möcht ich verstehn,
Wurzeln, fasset Mut!

Es kam der Mai und sie sah übers Feld,
und wieder trug sie ihren Blütenschleier.
Und sah das Feld in einem Stück bestellt,
und hört' den *Kovács* spaßen mit dem *Mayer*:

Am Kirmestag, da spielte Blasmusik
zum Hochzeitsfest — war ganz nach ihrem Sinn,
denn schön die Braut, der Bräutigam so schick:
der *Toni* und die *Oberländerin*.

Ja, dieses Glück, das wollt' sie fortan hüten,
liebkost' die Locken unterm Myrtenkranz,
und trank wie einst aus blanken Messingtüten
die Melodien zum nimmermüden Tanz.

Sie hieß die Ästchen zappelnd Polka zittern
und spielte mit den Lüften Ringelspiel,
ließ zausen sich von Fröhlichkeitsgewittern
bis ihr die weiße Pracht zu Füßen fiel.

(1980)

Dahoam

Franz Zeltner

Wann i zruckdeng:

Links und rechts Kestnbam mit ruaßiche Bladl,
Broade, gmauate Kiachnstiagn, nemdrao die Kanzlei.
Obm am Feadaturm draan si d' Radl ganz schnöl.
Schienna iwa d' Stroßn, a kloane Dampflokotif;
's Woochhaisl, da Hulzplotz, a stingate Tegln.
Unta da Luftsabahn Goasholdabuam.
Zwoa Schimml, a stulza Herrschaftskutscha auf'm Kaleß.
Und die Sattierung rumpft und scheppat,
Blost an schwuazn Kohlnstaub in d' Luft.
Bergleit im Gruamgwand, d' Karbidlampn in da Hand,
Kasig im Gsicht und mit am schifn Kreis
Genga af d' Schicht.
Jo, so woas!
So woa Brennberg

Und heint?

A stauwiche Stroß mit trimma Läicha,
Vü Kurvn, Riegl'n, links und rechts nua Wold.
Schäi! Wia friacha!
Vasteckte Haisa mit olde Obstam rundummadum,
Hulzhitt'n und a Schaisshaisl hinterm Haus.
A gsunde Luft! Koa Fitzerl Kohlnstaub mehr.
Wann koane Auto wans, wa's stad. —
Männa, vatrickete Bam af de Oxl,
Weiwa mit Bucklkärb.
Und bei d' entern Haisa khölzn d' Hund.
Nur olde Leit.
Des is Brennberg,
Do bin i dahoam.

(Brennberg 1982)

Klumbemännr

Engelbert Rittinger

Männr hatte mir Schwowe noch immer genug. Monchsmol
sogoar in Iwerfluß, so taß mr noch e Taal hiepurge hon kenne,
fille auf immer . . . Wenn mr ä Kompanie kepreicht hot, noch
hot mr nur n Klaarichter tie Liste kewe:

Ackermann, Ahmann, Altmann, Amtmann, Assmann,
Bachmann, Baumann, Bergmann, Bormann, Brachmann,
Brinkmann, Denkmann, Drinkmann, Ehmann, Eichmann,
Erdmann, Feldmann, Fleischmann, Fühmann, Gommermann,
Hartmann, Hauptmann, Hausmann, Heilmann, Heinemann,
Hermann, Hirmann, Hoffmann, Hohmann, Kaufmann,
Kohlmann, Lehmann, Nausmann,
Oppermann, Petermann,
Pfeffermann, Rühmann, Schuhmann,
Thomann, Tillmann,
Trautmann, Weismann, Wichmann, Wittmann

Wenn tes net kenung woarn zu anre Kompanie, noch hot mr
tiejenige aa kholt, tie wos ihrn Nome mit aan „n“ kschriewe
hon. Tes woarn krot so „Männer“, wie tie mit zwaa „n“, nur tie
woarn schon ä pesji magyarisiert. Ower ungrisch hon s krot
so schlecht kekennt un sonst hate s aa kan Fehler: So is noch
schon tie Kompanie aus wuern. Zack un Pack vom Putzer pis
zum Undroffizier, kanz sche komplett zamt Reserve.
On Männr hot sichs also net gfeht.

Mit tr Aufristung woarsch ower schon nimmi so aafach. In
Kriegszeide un peim Militär is s noch so leindlich kange, ower
in d Fridenszeit hätt mr toch aa irgendwie tie Tisziplin in Auf-
recht halle mege, un so hätt mr wenigstings ä Uniform
gepreicht. No ja, ower tr aa hatt ä Pelzkappe, tr annr n Stro-
hut, tr Nochpr ä Zeichkwant, sein Kumma ä Struxhose. Schuh
hot ä jeder Schwob zwaamol kricht im Lewe: wenn r es
erschtmol kschpeist hot un wenn r Preidigam woar. Tes zwat-
mol woar fast sicher, wal tie Preidschuh hon misse aushall pis
zun Kroab. Schpeise hot mr zu dr Not tomoliger Zeit in schene
Sonndakspatschr aa kenne, un tie Schpeisschuh woarn jo

sowieso nur nauskschmesse Geld, wal m Mensche sei Fiß sein jo noch gewochse.

Also kurz un kut: mir hot etwos kepreicht zu Uniform, un tes woarn tie Holzklumbe. Tie hot tr Herrgott un die Klumbemacher von Nadasch, von Ohfall un von dr Kloashette auskschproche zu Uniform erwählt. Tes woar aa kut, wal Klumbe hat ä jeder Schwob vom Klenste pis zum Krefste.

Hei, Leit, tie Klumbe, tes woar e kuti Erfindung! To hatt mr immer n woarme un trockede Fuß. Auf m Ploster hot mr zun zwaate ower zun mehrnde sche marschiern kenne, wal die hon kut geklopt un teshalb woarn s jo so kut zu Uniform. Marschiern hon die Leit tomols noch kenne. Tr Hays Hannes von Ratzpedr is in d Klumbe of Fenfkirche kange, taß r sich vom Spitzer Jud n Windermotze khaaft, wal pei ten woarn s pillich. Ermesonst hott s dr Spitzer ower aa net kewe kenne, trotzdem es r vom Traufzohle gelebt hot. Er selwer hot mrsch gsogt, tarem waaß ichs heint noch. To woar weiter nix iwrig, wie zoahle, un zu ten hot mr schon tomols Geld kepreicht. So hot halt tr Hannes n Sack voll Hower auf tie Schiller genumme, un is in d Klumbe of Fenfkirche kange. Was sein d tie zwaatreiundzwanzig Kilometer, wenn mr gsond is un Zeit hot?

Tr Kauder Hannes von Kroßputmer hatt noch mehr Zeit, un wal r nix zu tun hatt, hot r ketengt so in dr Foschingszeit, er keht mol nauf of Jágónak zu sein Schwoger un schaat, was tie mache.

Hiezuß keht r keche Nadasch un pstellt e neies Faß mit so 3–4 Hekto peim Rauschenberger-Pinder. Ter kemmt jo sowieso of n Vendlini-Moat of Poje, noch kon sch kleich mitprenge. Wenn msch im fuerhinei pstellt, noch kosts weniger. Mir kennt jo die Kschicht per Post aa erledige, ower hat mir wirt toch net sein kude Kriegskommod schreiwe, wenn mr persenlich vrpeikeht. Tie poar Kilometer mache s scho nimmi aus, tes kemmt pei dr Beginstigung pei. So keht r halt keche Nadasch auf Jágónak. Un hat hauptsächlich in d Klumbe. In Kroßputmer hot mr die Klumbe iwerhaupt notwenich kepreicht, wal wenn sichs e peßje getriepht hot, noch hon die Kaschaer Khenn schon gsonge:

„Sonn, Sonn — toher!
Rege, Rege — Putmer!“

Tie Lauspindl, tie niederträchtige, tie hon net gfrecht, ep mr aa Rege prauch ower net, tie hon halt gsonge, un noch hots halt es meistmol aa gereget. Fir n Rege hot sich ower dr Kauder Hannes net gfircht, nur vom Vrturschte hat r immer kroßi Angst, tarem is r ohne sein Tanister kamuet hiekange, hechstings of so n k.u.k. Privatweg, ower noch hot r aa erscht mol getronge. Of so n weide Weg, wie von Kroßputmer auf Jágónak hot r sich ohne zwaa Moaß Wei net getraut, wal so wär r sicher verturscht. Tes wär n hantkrefliche Selbstmued kewest, un fir die Totsinde hot sich tr Kauder Hannes stoark ghitt. Taß tes Uclick net soll firkomm, hot r zwaa Moaß vom „Kute“ in Tanister, un tes treilitrich Krickelji hot r ogfellt mit Trenkwei. Pis Nadasch reicht tr Trenkwei aa, to is noch net so bergich.

Von seiner Fraa hot r trei Tog kricht of ten Weg, un tes reicht aa aus, wal hamzuß fährt r von Dombowar bis Wilant mit n Zug, un noch hot r tes trpei, was r hiezuß vrseimt hot mit n Emweg.

Zwesche Belwoar un Numja hot r sich mit r Kaschaer Fraa getroffe, mit tr Witzls Woas. Iwern Dischkeriern is rauskomme, taß sie zu ihre Tochter keht.

„Wos schreipt ein Burkhard von Amerika?“

„Hat ter schreipt es keht n kut un ich soll n mol aufsuch!“

„Na un warem suchtn net auf?“

„Ja ich tät scho gern keh, ower wenn nur tes kroß Wasser net wär!“

„No ja, to keht r halt n Land noach! So is es wohl e peßje Emweg, ower Ihr hot toch Zeit un seid a noch kut pei Kräfte . . .“

„Tes is woahr, wal in sechs Ston laaf ich heint noch of Lak. Wenn ich mei Henglskirpji tät voll pack mit Esse, in n Tog konn mr weit getapp . . .“

„Na sieht r, noch keht r halt emol!“

„Hat ich wern scho noch seche . . .“

So sein s halt kange mitenant pis iwer Kement. Noch hot tie Witzls Woas rechts opkepoge, un tr Hannes is halt sein To fuet. Of aamol hot r so in sich ogfangt of Marschtempo zu dudle:

„. . . esstatta, trinkmamma,
esstatta, trinkmamma . . .
Nochemol e Dezi, nochemol e Dezi
fir d schene Witzls Wetsi!“

Allemol e Moaß, allemol e Moaß
fir d schene Witzls Woas!
Oh, Susanna! Ist das Leben doch so schön!
Oh, Susanna! Ist das Leben schön ...!"

Pei Sandeschewer hot r mol tichtig ogezoge, taß sei Krikelji net so schwer soll sei, noch hot r ogfangt ten Holzhacker-Marsch zu phejwe, un is komiedlich un wohlauf keche Petschwoar zu ...

Soldatenbegräbnis

Engelbert Rittinger

Frau Schwungrad, die Loni, bekam heute einen besonderen Brief. In ihrem Amt sind die Besonderheiten zwar alltäglich und ergrauen bis auf den Stand der Gewohnheit, aber dieser heutige Brief war wirklich außergewöhnlich. Er kam vom Roten Kreuz, ja sogar vom Deutschen Roten Kreuz, und bezog sich auf ihre eigene Gemeinde. Jetzt, fast vierzig Jahre nach dem Krieg suchen sie die Leute, die damals gefallen oder verschollen sind. In einem ihrer Dörfer soll einer begraben worden sein, im anderen sogar zwei. Das kann aber doch gar nicht stimmen: die angegebenen Zeitpunkte sind so verschieden, so weit voneinander, daß das unmöglich stimmt. Da muß sie jemanden suchen, der das besser weiß, denn sie selber war ja damals noch ein kleines Kind und wohnte überhaupt noch nicht hier. Am besten ist, sie fragt ihren Mann, den Wastl, der weiß viel über diese Zeit, weil er dabei war, und dazu im entsprechendsten Alter: Einerseits war er damals noch nicht so alt, daß er hätte einrücken müssen, andererseits war er aber schon vernünftig und interessierte sich für alles. Ja, auch damals schon, wie auch heute noch; er war 15, hatte das vierte Gymnasiums-jahr hinter sich und war obendrein Fernschüler. Loni nimmt also den Brief nach der Amtszeit mit nach Hause und hofft, daß sie etwas erfahren wird, um antworten zu können. Nichts Schlechteres, als auf eine Frage keine Antwort geben zu können, und dazu noch in solcher Angelegenheit, wie diese da: Lebt der Mann, der Vater, oder ist er gestorben? Weiß jemand, wo er begraben wurde oder weiß es niemand? Die Ungewißheit muß ein fürchterliches, grausames Gefühl sein und mag die Gewißheit auch noch so drückend wirken. Nach so vielen Jahren ist die Gewißheit unbedingt besser. Wenn man nur positiv antworten könnte! Positiv? Was heißt da schon positiv? Dieser unlogische Sprachgebrauch mit seinen blöden amtlichen Ausdrücken! Worin besteht hier das Positivum? Na ja, egal, das ist nun schon einmal so, da gibt's nichts zu grübeln. Eine Antwort also, so oder so, aber eine Antwort muß man geben, denn das wäre enttäuschend, über Leben

oder Tod eines Menschen nichts zu wissen. Das wäre unmenschlich. Doch der Wastl wird's vielleicht wissen. Bestimmt wird er es wissen . . .

Der Wastl nimmt den Brief in die Hand. Was, München? Oh, München! Der Toni, die Evi und die anderen Lieben! Die Frauenkirche, die Bavaria, die Isar . . . Ja, der Brief kommt vom Suchdienst des Roten Kreuzes. Er liest den Brief erst mit Interesse, dann gespannt und wird dabei immer unruhiger, immer aufgeregter: Hastig greift er nach den Beilagen, dann springt er plötzlich auf, ganz errötet sagt er zu seiner Frau, die stauend dasteht:

„Setz dich, Loni, ich werde dir alles erzählen . . .

An jenen Tag kann ich mich ganz gut erinnern. Es war ein heiterer Tag, der Schnee war schon weg, aber noch nicht lange, in den Hohlen lag er noch. Ich war am Vormittag im Nachbardsdorf beim Herrn Kaplan, unserem jetzigen Herrn Bischof. Nach der Unterrichtsstunde trachtete ich nach Hause; denn von Stefan Vetter erfuhr ich schon über den Toten, dessen Beerdigung wir für den Nachmittag besprochen hatten. Stefan Vetter hatte ihn am vorigen Tag auf dem Kukuruzfeld entdeckt. In diesem Frühjahr stand nämlich der Mais noch vom vergangenen Herbst draußen.

Am Nachmittag kamen wir bei uns zusammen, und von da aus gingen wir aufs Feld: mein Freund Franz Schmidt, sein Vater, Herr Zeitler und ich. Stefan Vetter kam nicht mit, aber nach seiner Anleitung haben wir den Toten bald aufgefunden. Der erst vor kurzem geschmolzene Schnee hatte ihn und alle Spuren umher gut konserviert.

Erst standen wir alle eine Weile lang stumm da, faßten alles ins Auge und jeder war mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt. Da lag ein Mann in Uniform der Wehrmacht, rücklings und tot, mit dem Stahlhelm auf dem Kopf, aber ohne Gesicht. Ja, Loni, ich finde kein besseres Wort: er hatte kein Gesicht. Die Erklärung war handgreiflich einfach: Seit dem Frontübergang waren mehr als drei Monate verfloßen, inzwischen hatten Raubvögel und andere Lebewesen der Natur im Kampf ums Leben ihr Möglichstes getan . . .

Vom Alter des Gefallenen konnte man also nichts feststellen, und er hätte in diesem Zustand den ‚Unbekannten Soldaten‘ beispielhaft verkörpern können. Weshalb? . . . wofür? . . .

- tauchten die Fragen in mir auf. Der Krieg war noch nicht zu Ende, und ich wußte keine Antwort auf die Fragen.

Der unbarmherzige Zwang der Zeit und der Sachlichkeit nötigte uns zum Reden und Tun. Der Soldat hatte einen Kopfschuß, um ihn herum waren die Spuren eines Pferdes zu sehen. Weiter weg lag der Ersatzlauf eines Maschinengewehres und an seinem Koppel hatte er eine Handgranate . . .

In dem fast unversehrten Waffenrock fanden wir eine Brieftasche mit seinem Soldbuch, darin einige Fotos: Frau, zwei kleine Kinder, andere Personen. Aus den Daten stellte sich heraus, daß der Mann erst 24 Jahre alt war und Herbert Tröge geheißen hat. Oder heißt er noch so? Wie lange heißt der Mensch irgendwie? . . .

Wir beiden Jungen fingen an, das Grab zu machen. Werkzeuge hatten wir mitgebracht. Beeilen mußten wir uns nicht, denn wir erwarteten noch den Michel Vetter, den Schweinehirten des Dorfes: er sollte dem Toten die Schuhe ausziehen. Für sich. Das war Beschluß. Offiziell. Die Schweine der Gemeinde hätten schon jeden Tag ausgetrieben werden müssen, und der Schweinehirt hatte keine Schuhe. Niemand hatte Schuhe. Nur der Tote. Er konnte sie nicht mehr brauchen, der Schweinehirt dagegen brauchte sie. Unbedingt und dringend. Michel Vetter kam aber nicht. Was nun? Es wurde ein Los gezogen. Die nichtgewollte Aufgabe fiel mir zu . . . Man versuchte mich zu beruhigen, daß das keine Leichenfledderei sei. Ich unterdrückte das Aufbäumen meines Gewissens und zog ihm die Schuhe aus. Ohne Abscheu, mit einem gewissen Pflichtgefühl und mit innerlicher Entschuldigungsbitte an den Toten . . . Erst nahmen wir die Handgranate herab, legten sie in das Grab, dann legten wir den Leichnam hinein. Umsichtig, ernst, andächtig, menschlich. Wie sich's gehört.

Dann beteten wir ein Vaterunser und gingen heim.

Die Dokumente nahmen wir mit.

Und die Schuhe natürlich auch.

Herr Zeitler, der sowieso Postmann war, verpflichtete sich, die Dokumente an die Angehörigen zu schicken. Herr Schmidt wollte die Schuhe übergeben. Aber heimtragen mußte sie sein Sohn, mein Freund Franz.

So wurde also alles erledigt, und das Leben ging seinen Lauf weiter . . .

In den fünfziger Jahren wurde der Acker in die gemeinsame

Tafel der LPG einverleibt. Die einstigen Zeugen sind außer Franz und mir verstorben. Die Stelle könnte man höchstens mit den modernsten Geräten feststellen oder nach dem Pflügen an der abweichenden Erdfarbe erkennen.

Das ist also die Geschichte des Begräbnisses am 2. März 1945. Herbert Tröge muß aber schon am 28. November 1944 in den frühen Morgenstunden gefallen sein, denn an diesem Morgen war bei uns der Frontübergang.

Soviel weiß ich über diese Sache und bin jederzeit bereit, dies zu bestätigen. Nur die Handgranate macht mir immer wieder Sorgen ...“

Die Loni wischte sich eine Träne aus den Augen, dann wurde sie wieder die vernünftige Beamtin: Sie versuchte schon die rücksichtsvolle, aber klare und sachliche Antwort abzufassen, um irgendwo in der Welt jemanden vielleicht beruhigen zu können ...

Damals hat es gerade geschneit

M. A. Thomann

Es war noch früh am Morgen. Der alte Wendler richtete seinen schläfrigen Blick auf das breite Gassenfenster. Durch die schmalen Spalten der Rolladen sickerte die graue Morgendämmerung ins lauwarme, übelriechende Zimmer und zog horizontale Streifen auf den abgenutzten Vorhang.

In Gedanken vertieft schaute er nachher auf die andere Seite des Zimmers, wo im anderen Bett jahrelang seine Frau lag. Aber seit vier Jahren, seit seine gottselige Midi tot ist, sieht er nurmehr das sorgfältig zugedeckte, unberührte Bett. Mit einem tiefen Seufzer hob er seine Augen zurück zum Fenster. „Sicher hot es haint wieder kschneit“, dachte er bei sich, denn er spürte mehrmals nacheinander einen stechenden Schmerz in seinen Knien. Er begann mit kräftigen Handbewegungen zuerst seine Knie und nachher seine Füße zu reiben. Da erinnerte er sich an seine Lehrlingsjahre, die er beim eigensinnigen, immer sehr konsequenten Hauser Tischler verbrachte. Der hat das meistens gegen Abend auf seinem Sitzbrett gemacht, wenn er den ganzen Tag auf den Beinen war. Erst dreizehn Jahre alt war er, da er beim Tischler als Lehrling aufgenommen wurde. Jeden Tag mußte er schon um fünf Uhr aufstehen, um zuerst die ziemlich große Tischlerwerkstatt in Ordnung zu bringen und nachher die zur Bearbeitung nötigen Bretter, Latten, Furnierplatten und anderes Holzmaterial zur Arbeit vorzubereiten. Auch für das Schärfen der Sägeblätter mußte er sorgen, und in den Wintermonaten mußten die zwei Sägemehlföfen eingeschmiert werden. Jedes Werkzeug mußte immer auf seinem eigenen Platz sein. „Schlechtes Werkzeug, schlechter Meister! Gutes Werkzeug lobt seinen Meister!“ war das oft gehörte Sprichwort seines ehemaligen Meisters.

Seine damalige Behausung war eine kleine, am Wohnhaus gebaute Kammer, in der bloß eine Pritsche, ein Schrank und auf einem wackeligen Hocker eine Schüssel standen. Vielmals wurden Totentruhe, Fensterrahmen und halbfertige Küchenmöbel darin gelagert. „Na ja“, dachte er bei sich, „tamols war's

noch kanz anderscht wie haint. Tie armi Leit ware froh, wenn sie ihr Kind anem Meister hen kewe kenne. En Meister mit ame Peruf war mehr als en Pauer.“

Ächzend schlüpfte er nach einer Weile aus dem warmen, übelriechenden Bett. Achtsam prüfte er seine venösen und unförmigen Füße. Zuerst den rechten und dann den linken. „Ter is wiedr ticker, als tr andri“, bemerkte er. Herumtappend trat er zum abgewetzten Sessel, auf den er seine Kleidungsstücke legte. Er wollte kein Licht machen. „Tamit kann man auch spare“, dachte er und zog sich dabei langsam an. Erst danach trat er zum Fenster und zog schnaufend den Rolladen hoch. Erstaunt, mit blinzenden Augen prüfte er minutenlang die mit dickem Schnee bedeckte breite Gasse, die Hausdächer und die vom vielen Schnee fast zusammenbrechenden Äste der Pappeln.

Er liebte diese Wintertage. Nach dem Schneefall wurde der Himmel immer so hellblau, die Luft sauber und leicht, der alles bedeckende Schnee suggerierte Unberührtheit und Sauberkeit in die Seele des Menschen. Er spürte eine unerwartete Seligkeit in sich und tappte eilends zum tiefbraunen Kachelofen. Mehrmals nacheinander streichelte er mit seiner krustigen Handfläche die noch lauwarmen Kacheln. „Warte mol noch e piss! Klei krikscht Akazeholz, no kannscht wiedr taini Wärme kewe. Wenn dr Summer kummt, no wer ich tich umpauwe laße. Tu muscht so lang to pleiwe, so lang ich to in tem Haus noch lewe“, tröstete er den Ofen und ging in die Küche. „Krat so war's Wedr in neunzehnhundertfünfundverzich. No hot s a krat so kschneit, wie jetzt“, fielen ihm die damaligen Zeiten ein. Damals, am zehnten Januar, ist seine Mutter gestorben. Kein Arzt, keine Medikamente, aber auch kein Pfarrer war im Dorf zu finden. Mit seinen eigenen Händen hat er die Totenruhe machen müssen. Auch das Grab hat er selbst geschaufelt, weil der immer magenranke Gärtner-Vetter noch im Oktober vor den Russen geflüchtet war.

Im Mai 1944 mußte auch er, der von deutscher Abstammung war, zur Waffen-SS einrücken. Schon bei der ersten Gelegenheit desertierte er. Als er endlich nach Hause kam, stellte sich heraus, daß seine Familie am 9. Oktober mit mehreren Dorfleuten nach Westen geflüchtet war. Wie ein Besessener fuhr er mit einem geborgten Fahrrad über die damalige Front, um seine Familie zu suchen. Nach drei schweren Tagen fand er sie

in einem kleinen Dorf, bei einem Kleinbauern. Fast eine Woche lang dauerte es, bis sie wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Ein großes Glück, daß ihr Haus noch nicht ausgeraubt war, und auch jene Dinge haben sie zurückbekommen, die sie bei guten Bekannten zur Aufbewahrung hinterlassen hatten. Auch der kleine Weingarten unter dem Friedhof war unberührt und war von niemandem gelesen worden. Mit ihrem abgemagerten Pferd, mit der alten Kuh, einigen Hühnern und mit seinen so sehr geliebten Werkzeugen begannen sie ihr neues Leben.

Auch in die Küche hatte sich die laue Wärme eingeknistet. Die grauhaarige Katze schmiegte sich schnurrend an seinen Fuß. „Wie hoscht kschlofe, Cili?“ fragt er die schmeichlerische Katze und kraulte ihr mehrmals den Hals. „Klei krikscht taini Milch mit tem Prot, tes wert tr schun schmecke. Awr endr muß ich noch ten Dixi railosse. Ter hot a Hunger!“

Seit dem Tode seiner Midi spricht er meistens mit seiner Katze, mit dem Hund und mit den sechs Hühnern dort hinten im Stall. Umsonst hat er anständige Nachbarn, und auch gegenüber wohnt eine ältere Familie, die Leute haben einfach keine Zeit, miteinander zu sprechen. Wenn sie doch zeitig nach Hause kommen, dann rennt ein jeder seiner Privatarbeit nach. „Wu sin tie scheni Winterowende, to sie toch zamkumme sin, tie Weiwer hen kstrickt, tie Männer hen Karte kspielt, un vielmols ware a tie Kinnr tepei“, erinnerte er sich an die alten Zeiten.

Ein Blaffen störte plötzlich seine Erinnerungen. „Ich kumm schun! Wart e piß!“ trat er zur Küchentür und ließ seinen kleinen, schwarzhaarigen Hund herein. Mit einem hohen Satz sprang der Hund ihn an und suchte mit glitzernden Augen und glücklichem Gebell den Blick seines Herrn. Er klammerte sich so sehr an den Alten, als wenn er ihn nie verlassen wollte. „Pleip tu liewes Tier to uf meinr Pruscht! Tu hoscht jo kalt“, liebte er den Hund und streichelte ihn mit seiner zittrigen Hand. „To schau her!“ zeigte er auf ein Blechgeschirr, das in der Ecke stand. „Tort is tai Fruhstuck. Vun mainr Einprennsuppe krikscht a noch!“ drehte er den Kopf des Hundes zärtlich in Richtung Ecke. Hastig sprang der Dackel zum Teller und schlürfte laut das Essen. Geduldig wartete die Katze neben dem Kachelofen, bis ihr der Alte die Milch wärmte und Brot hinein zerstückelte. Mal beobachtete er mit großer

Freude die Katz, mal den Hund, und wartete geduldig bis sie mit dem Fressen fertig wurden. Und es bereitete ihm eine ungewöhnliche Freude, wie diese zwei Tiere mit gutem Appetit fraßen.

„Kumm!“ winkte er dem Hund, um aus der Kammer das Futter für die Hühner zu holen. Kalter Wind wehte draußen auf dem Hof und fegte den Schnee auf den offenen Gang. „Ich muß tie Schneeschaufel pringe, anerscht kann ich net zum Hingelstall kumme“, stellte er fest und stolperte um die Schaufel. Schnaufend beugte er sich über die Holzschaufel und begann, angestrengt einen schmalen Pfad zum Hühnerstall freizulegen. Doch blieb er zwischendurch stehen und stützte sich auf die Schaufel.

Im Fasching feierten sie noch die Hochzeit seiner einzigen Tochter und im Juni 1946 wurden sie ausgesiedelt. Das fiel ihm jetzt ein. Umsonst bestätigten sie damals überall, daß sein Vater im Ersten Weltkrieg als treuer Soldat des Vaterlandes vier Jahre lang gekämpft hatte, daß niemand aus seiner Familie auch nur das Geringste mit dem Volksbund zu tun hatte. Ihre größte Sünde war bloß, daß sie sich bei der Volkszählung zur deutschen Muttersprache bekannt hatten. Als sein Vater erfahren hatte, daß auch er ausgesiedelt würde, ging er am Vorabend auf den Dachboden und hängte sich auf. Bevor sie einwaggoniert wurden, rannte seine Frau noch schnell in den Friedhof und brachte in einem Beutel Erde vom Grab der Eltern. In diese Erde pflanzte sie nachher schon in der neuen Heimat jahrelang ihre geliebten Geranien. „So viel ist aus unser Erbschaft kepliewe“, zeigte seine Frau immer mit Tränen in ihren Augen auf die roten und weißen Blumen, die vom Frühling bis Herbst immer auf ihren Fensterbänken blühten. „Piipili, piipili! Kummt toch mol raus aus eirem Stall! To is eier Futtr! Kummt schnell!“ rief der alte Wendler schnaufend und wartete, daß alle seine sechs Hühner nacheinander aus ihrem Stall herauskommen. „Na, eßt eich satt!“ streute er in den Stall das Futter, und obwohl der Wind immer stärker wehte, wartete er, bis seine Hühner alles aufgefressen hatten. „Am Mittag pring ich eich mehr“, bemerkte er und tappte mit vorsichtigen Schritten gegen die Küche.

Kaum erreichte er die Küchentür, da er einen plötzlichen Schwindel spürte. Er lehnte sich an die Türpfosten, als auf einmal vor ihm alles schwankte, winzige Schweißtropfen bedeck-

ten seine Stirn und ein dumpfer Schmerz verbreitete sich von seiner linken Hand aus immer schneller und stärker in die Brustgegend. Auch das Atmen wurde ihm immer schwerer, und er hatte das Gefühl, wie wenn gewaltige Kräfte seine ganze Brust zusammenpressen wollten. Dabei wurde sein ganzer Körper naß und er fühlte bloß so viel, daß er zusammenknickte.

Noch immer hatte es geschneit, als er nach einer Weile zu sich kam und sich irgendwie in sein ungemachtes Bett legte. „So istes toch besser“, dachte er und hob seinen müden Blick gegenüber an die verschmutzte Wand, wo eine Reihe Bilder zu sehen waren. „To war ich Vorarbeiter bei ter Bosch-Fabrik“, ist es ihm eingefallen. „Tort hew ich akfange un vun tort pin ich pensioniert wore“, schaute er aufs Bild. Seine alltägliche Arbeit begann immer um halb sieben, aber er war immer schon um sechs Uhr auf seinem Arbeitsplatz. Bis halb sieben hatte er die Werkzeuge auf seinen Arbeitstisch getan, gleich nachher eilte er in das Magazin, damit er der erste sei, der das nötige Material für den Tag noch rechtzeitig bekomme. Nach fünf Jahren wurde er Gruppenleiter, und zu seinem fünfzigsten Geburtstag war die Ernennung zum Meister sein größtes Geschenk. Achtundzwanzig Jahre arbeitete er in der Bosch-Fabrik. Obwohl die ersten Jahre ziemlich schlimm waren, konnte er sowohl mit dem Gehalt als auch der fachlichen und menschlichen Anerkennung zufrieden sein. Die meisten seiner Landsleute haben ihm immer gesagt: „Warum pauscht tu dr ke Aifamilienhaus? Tu hoscht jo mehr Kelt als mir. Tu kennscht tir tes schensti Haus paue. Odr willscht vielleicht hamkeh, taß tie Kommunische vun tir wieder alles wegnehme?“

Immer sind sie Mieter geblieben, weil sie überzeugt waren, einmal doch wieder in ihre alte Heimat zurückkehren zu können. Die schwersten waren die Monate vor seiner Pensionierung. Immer gab es jemanden, der fragte: „Und was hast du vor, wenn du jetzt Rentner wirst?“ Verlegen, manchmal aber auch aufgebracht, antwortete er: „Ich versuche grade so zu leben wie die anderen Rentner.“ Und er spürte, daß diese Antwort die Fragenden nicht befriedigte, aber damals dachte er fast täglich daran, wie er in seine ehemalige Heimat umsiedeln könnte. Obwohl es monatelang dauerte, konnte er nicht nur in seine alte Heimat zurückkehren, sondern es war ihm auch gelungen, sein ehemaliges Familienhaus, aus dem er ausgesiedelt

worden war, zurückzukaufen. Er hatte so viel Geld, daß er seiner Tochter einen nagelneuen Opel und die modernsten Küchengeräte kaufen konnte. Seinem Enkelsohn, der damals schon zweiundzwanzig Jahre alt war, schenkte er ein japanisches Motorrad. Aus der ehemaligen Sommerküche machte er eine kleine, nette Werkstatt, denn wie er immer zu seiner Frau sagte: „Mir kehn toch net sterwe ham. Tr klani Karte hinr tem Haus, tr Hof in ti klani Werkstatt, tie were schun kenuk Arweit uns kewe.“

Fünf unvergeßliche Jahre konnten sie in ihrer alten Heimat miteinander verbringen. Er war stolz darauf, daß er jeden Monat zu seiner Tochter gehen und ihr von seiner ziemlich schönen Rente eine bestimmte Summe übergeben konnte. „Was soll ich mit tem viel Keld mache?“ fragte er schmunzelnd seine Frau. „Tie sin noch jung, teni selle toch lewe, wenn mir unser Lewe so opklewe hen messe.“

Nach fünf Jahren starb seine Frau an Krebs und im kommenden Jahr seine einzige Tochter durch einen Autounfall. Sein Schwiegersohn heiratete noch in demselben Jahr. Sein Enkelsohn, den er sehr liebte, zog ohne Abschied in die Hauptstadt. Ab und zu bekam er eine Ansichtskarte mit den üblichen Grußworten, aber keinen ausführlichen Brief, wo und wie er lebt, was er eigentlich macht, ob er schon geheiratet hat, oder mindestens die Adresse, damit er ihm antworten könnte.

Niemals hatte er gedacht, daß man so einsam sein kann. „Tie Ainsamkeit ist tie kreschti Armut“, stellte er fest und spürte in seiner Brust wieder diesen ungewöhnlich schmerzvollen Krampf, die Lähmung seines linken Armes wurde immer stärker, er schnaufte verzweifelt nach Luft! Er wurde immer kraftloser, immer trüber wurde alles um ihn herum. Gegenüber an der Wand sah er nur mehr verschwommene Flecken, die Schmerzen krochen unerbittlich immer höher, ganz hinauf in seinen Kopf.

„Ich erstickte! Helf mr Kott!“ röchelte er.
Das Zimmer wurde immer kühler: Umsonst kratzte der Hund an der Zimmertür, und auch die Katz strich wartend vor den Kachelofen. Es schneite weiter, und der Schnee bedeckte wieder den schmalen Pfad auf dem vereinsamten Hof.

Zu zweit am Strand

Erika Áts

Dein Gesicht verschwommen
im Zwielight
Davor ist Dahinter
ein Geisterwink
Laufgräben
In der Gezeiten Umarmung
lösen sich sphärische Tränen
mit Zwergwundern hadert
tödliche
Betonbunker-Unsterblichkeit
graut himmelhoch
Ein Bombensplitter im Sand
abgeschliffen zum Kiesel
Pflückst du mir
Seegras
als Erinnerung
an den D-day unserer Liebe?

Der Ästhet

Erika Áts

Hinter der Brücke beim Damm
gibt es noch die Hundewiese
wo man kläffen
sich balgen
mal auch beißen darf
wo jeden Morgen einer
frische
spitze Glasscherben austreut
wider uns unhygienische Bestien
Auf dem Heimweg
treten wir mit unseren zerfetzten Pfoten
rote Blümchen auf das Pflaster
So legt er sich
einen Garten an

Winterwalzer

Erika Áts

Für Sándor Weöres

Kling Glöcklein,
Klinglingling
Rößlein fein,
Springspringspring

Rößlein gschwind,
Trapptripptrapp,
Wie der Wind
Auf und ab.

Flatternd flockt
Flitterflaum,
Klinglanglockt
Durch den Raum,

Klanglinglang —
Singt ein Stern,
Schlittenklang:
Weihnachtsfern.

Hopsa, Liesel

Claus Klotz

Schreibtischakten,
Zahlen, Fakten,
Tänzen, Singen,
Nabelschau.
Schaffe, schaffe, Häuslebau.
Nur Mut,
ihr Ungarndeutschen!

Alte Weise,
Deutschlandreise, Stiftungspreise.
Hopsa, Liesel,
D-Mark-Riesel,
nur Mut,
ihr Ungarndeutschen!

Kluge Reden,
Brötchenfehden,
Kampf um jeden.
Demokratie,
so war sie noch nie.
Nur Mut,
ihr Ungarndeutschen!

Heimatorte, neue Pforte,
Reformworte,
Volkstumskampf.
Schmeckt uns doch die Sauerampf!
Nur Mut,
ihr Ungarndeutschen!

Deutsche Predigt,
deutsches Edikt,
deutsches Verdikt,
deutsches Deutschtum,
deutsches Boom-bum.
Nur Mut,
ihr DEUTSCHEN IN UNGARN!

(Budapest, Dezember 1988)

ERLÄUTERUNGEN

- Fechsung: das Ergebnis der Weinlese
Hotter: ostösterreichisch für Gemeindegrenze
Magyar Élet
Pártja war die damalige Regierungspartei
Oberland: Das Gebiet der heutigen Slowakei, das bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zu Ungarn gehörte.
Pfeilkreuzler: Rechtsextremistische, rassistische Partei, die nach der Besetzung Ungarns durch Hitler-Deutschland 1944 ein Terror-Regime unter Ferenc Szálasi schuf.
Raffia: Blätterfasern einer Palmensorte, die zum Anbinden des Rebstockes verwendet werden.
rigolen: umpflügen, Gräben ziehen
Schulstuhl: gewählte Körperschaft zur Aufsicht der Schule
Volksbund: Der Volksbund der Deutschen in Ungarn, eine Volksgruppenorganisation, wurde am 13. April 1939 von der ungarischen Regierung genehmigt. Der Volksbund kämpfte um Rechte der Deutschen in Ungarn (eigene Schulen, Presse, wirtschaftliche Unabhängigkeit, Gebrauch der Sprache usw.), stand aber unter dem Einfluß von Nazi-Deutschland
1 Wiener Schiedsspruch: Am 2. November 1938 wurde von den Achsen-Mächten (Deutschland, Italien) beschlossen, die Südslowakei (Oberland), die überwiegend von Ungarn bewohnt war, Ungarn zuzusprechen.

Die ungarndeutsche Literatur heute János Szabó

Wer sich in der römischen Ruinenstadt Aquincum, heute im 3. Bezirk der ungarischen Hauptstadt, genau umsieht, wird den Grabstein eines Mannes entdecken, der aus Köln an die Donau kam. Der erste Deutsche in Ungarn? Es fehlen natürlich genaue Belege. Wie dem auch sei: Es leben seit Jahrhunderten Deutsche in unserer Region, und zwar in nicht geringer Zahl. Sie kamen zu verschiedenen Zeiten ins Karpatenbecken. Bedeutend war die Ansiedlungswelle nach den Türkenkriegen im 18. Jahrhundert; die Ahnen der heutigen Ungarndeutschen gehörten größtenteils zu diesem „großen Schwabenzug“ — wobei die Siedler nicht nur aus Baden und Württemberg kamen; der volkstümliche und manchmal auch pejorativ gebrauchte Name der Ungarndeutschen, „Schwab“, ist also, bei Licht besehen, ungenau.

Vor der Entstehung der Nationalstaaten in Europa barg das Zusammenleben verschiedener Nationen im Donaubecken nicht viele grundsätzliche Probleme. Außer wegen ihrer Leistungen in Wirtschaft und Handel wurden die Deutschen in Ungarn wegen ihrer reichen städtischen Kultur geschätzt, sie hatten Theater, Verlage, verfügten über ein Zeitungswesen und ein vielfältiges Musikleben.

Es vermittelt vielleicht einen Eindruck von den Dimensionen dieser Kultur, wenn man erwähnt, daß seit Mitte des 18. Jahrhunderts etwa zweitausend deutschsprachige Zeitschriften in Ungarn erschienen sind. Der Komponist der Ouvertüre zur Eröffnung des großen Deutschen Theaters in Pest, das 1812, also ein Vierteljahrhundert vor dem Ungarischen Nationaltheater erbaut wurde, war kein geringerer als Beethoven. Der österreichische Schriftsteller Adalbert Stifter publizierte nur bei seinem Pester Freund Gustav Heckenast.

Es gab natürlich auch literarische Versuche von Deutschen in Ungarn, deren Erforschung Béla Pukánszky ein Leben gewidmet hat, von wirklich überragenden Leistungen kann man aber nicht reden. Es ist nicht ohne symbolischen Wert, daß Nikolaus Lenau, im damals zu Ungarn gehörenden Dorf Csátád geboren, schon als Kind seine Heimat verließ.

Fiel die Blütezeit der deutschsprachigen Kultur in Ungarn in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, so verknüpfte sich in der zweiten und hauptsächlich nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, der Entstehung der gemeinsamen Monarchie im Jahre 1867, die Entwicklung des Bürgertums weitgehend mit der ungarischen Sprache. In den schnell wachsenden Großstädten ging man daher selbst ohne direkten äußeren Zwang zum Ungarischen über; die einst so reiche deutschsprachige Stadtkultur, so zum Beispiel in Ofen (Buda), schrumpfte ziemlich rasch. Und der direkte Zwang fehlte auch nicht: Ende des Jahrhunderts setzte sich eine ungeduldige Magyarisierungspolitik durch, die sich vor allem im Schulwesen manifestierte.

Die kurze Episode der Volksrepublik und der Räterepublik 1918/19, als weitgehende und vorbildliche Nationalitätenrechte — wie Autonomie, Gebrauch der Sprache in der Verwaltung, Unterricht in der Muttersprache — gewährt wurden, konnte den Prozeß der Assimilation nicht aufhalten, zumal mit der Niederschlagung der Räterepublik auch das Nationalitätenministerium aufgelöst wurde und im Trianon-Ungarn, das ja zwei Drittel seines Territoriums an die neuen Staaten abgeben mußte, für diese Gebietsverluste die Nationalitäten mit verantwortlich gemacht wurden. An die Nachbarstaaten waren große deutsche Bevölkerungsgruppen gekommen, so in der Zips, in Siebenbürgen, im Burgenland. Innerhalb der Grenzen des Landes verblieben etwa eine halbe Million Deutsche, vorwiegend Nachfahren der im 18. Jahrhundert angesiedelten Bauern und Handwerker in ländlichen Gegenden um Fünfkirchen (Pécs), Wesprim (Veszprém), Budapest und Ödenburg (Sopron), beziehungsweise Arbeiter in Bergbau und Industrie, die eine nicht unwesentliche Rolle in der ungarländischen Arbeiterbewegung gespielt haben mit Bildungsvereinen, Zeitungen, gewerkschaftlichen Aktivitäten.

Infolge der beschränkten, chauvinistischen öffentlichen Meinung und der Haltung der örtlichen Behörden mußten die Bemühungen des 1924 gegründeten Ungarländisch-Deutschen Volksbildungsvereins um die Pflege von Kultur und Sprache, vor allem um den Ausbau des deutschen Schulwesens, scheitern. Im Volksbildungsverein selbst wurde als Reaktion auf den starken Assimilationsdruck eben jene Strömung immer stärker, die die Gewährung der Nationalitätenrechte nur mit

Hilfe von Hitler-Deutschland für möglich hielt. Diese Strömung brachte zunächst 1935/36 die Volksdeutsche Kameradschaft zustande, welche 1938 von der ungarischen Regierung als „Volksbund der Deutschen in Ungarn“ anerkannt wurde. Inwieweit der Volksbund tatsächlich Nazi-Ideologie verbreitet und vermittelt hat, inwieweit diese die Ungarndeutschen beeinflussen konnte und inwieweit auch damals berechnete Forderungen — beispielsweise nach Schulen, Presse — diskreditiert wurden, muß noch gründlich geklärt werden.

Es war für die Beurteilung der Ungarndeutschen von ausschlaggebender Bedeutung, daß das Bekenntnis zur deutschen Nationalität zum Zeitpunkt der Volkszählung von 1941 und nach dem Zweiten Weltkrieg als Bekenntnis zu Deutschland aufgefaßt wurde. Infolgedessen wurden im Zuge der großen unfreiwilligen Völkerwanderung in Mittel- und Osteuropa, in deren Verlauf riesige, heimatlos gewordene Scharen von Ungarn aus Siebenbürgen, aus der Slowakei und aus Jugoslawien flüchteten oder abgeschoben wurden, etwa die Hälfte der Deutschen aus Ungarn ausgesiedelt, vertrieben, wie man anderswo sagt — eine schmerzhaft Maßnahme, von der auch jene betroffen wurden, die bei der genannten Volkszählung als Nationalität zwar ungarisch, als Muttersprache aber deutsch angegeben hatten.

Auch die daheimgebliebenen Ungarndeutschen waren jahrelang entrechtet, der Gebrauch der deutschen Sprache in der damaligen stalinistischen Atmosphäre war verpönt. Erst ab 1953 begann sich die Lage allmählich zu bessern. Es gehörte zu den Zeichen für das Tauwetter nach Stalins Tod, daß 1954 eine deutsche Zeitschrift unter dem Titel „Freies Leben“ erscheinen durfte, die seit 1957 als Wochenblatt „Neue Zeitung“ herausgegeben wird. 1955 fand die Gründung des „Kulturverbandes der Deutschen Werkstätigen in Ungarn“ statt, als Interessenvertretung der Volksgruppe. Seitdem hat der Verband mehrere Male den Namen geändert; zuletzt hieß er „Demokratischer Verband der Ungarndeutschen“. Anfang Dezember 1988 benannte man ihn dann in „Verband der Ungarndeutschen“ um; man fragt sich, was die Politiker wohl gegen das Wort „demokratisch“ gehabt haben mögen.

Seit Ende der sechziger Jahre zeichnen sich in der Nationalitätenpolitik des ungarischen Staates positive Tendenzen ab. Das ist, könnte man etwas zynisch sagen, keine besondere Lei-

stung; denn selbst zu der mit Abstand größten Minderheit, eben zu der deutschen, zählen laut offiziellen Schätzungen nicht mehr als 200 000–220 000 Personen. Manche halten selbst diese Schätzung für übertrieben, denn bei der letzten Volkszählung haben kaum 30 000 Bürger Deutsch als Muttersprache angegeben, was sicherlich auch seine Gründe haben mag. Neuerdings betont man bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Brückenfunktion der Nationalitäten (außer Deutschen gibt es Rumänen, Slowaken und Südslawen im Land) sowie die Mahnung des ersten ungarischen Königs, Stephans des Heiligen, der einsprachige Staat sei kein Staat. Dabei nimmt man — heutzutage schon unverhüllt — Bezug auf die Ungarn in den Nachbarstaaten, von denen allein in Rumänien mehr als zwei Millionen leben.

Kein unkompliziertes Voraussetzungssystem für die ungarndeutsche Literatur also. Es nimmt kaum wunder, daß es nach dem Krieg lange überhaupt keine ungarndeutsche literarische Produktion gab. In der Presse erschienen zwar hin und wieder belletristische Beiträge, aber kaum von einheimischen Autoren. 1973 brach dann das Eis. In einem Preisausschreiben rief die „Neue Zeitung“ ihre Leser auf, „zur Feder zu greifen“. Es überraschte selbst die Organisatoren, daß man aus dem Ertrag einen Band zusammenstellen konnte. „Tiefe Wurzeln“ (1974) läßt sich natürlich nicht so einfach mit ästhetischen Maßstäben messen. Die Autoren besingen die Muttersprache und das Vaterland, sie bekennen sich zu beiden, sie versuchen, in erster Linie mit Blick auf Vergangenes, die eigene Lage zu bestimmen — die Anthologie ist der Ausdruck vom Beginn einer höchst notwendigen und ehrenwerten Bewältigungsphase. Künstlerische Leistungen, die auch ohne diesen Kontext von Bedeutung wären, findet man kaum, zumal Schreiben für die meisten Autoren betont nur eine Hobbyfunktion hat. War es eine beachtliche organisatorische Leistung, diese Literatur nach einem Jahrzehnte währenden Dornröschenschlaf gleichsam wieder wachzuküssen, so war es nicht weniger schwer, sie am Leben zu erhalten. Der Verband gründete 1972 eine Literarische Sektion, die die Publikationen zu betreuen, Lesungen und Werkstattgespräche zu organisieren sowie die Autoren zur immer konsequenteren Einhaltung allgemein

sprachlicher, ästhetischer Spielregeln anzuhalten hat, ohne ihnen allerdings durch allzu hohe Forderungen die Lust am Schreiben zu nehmen, ohne durch übertrieben kritische Strenge den Weg vor Neuzugängen zu versperren. Das ist ein großes Dilemma für die Kritik; alles in allem haben in ihrer Tätigkeit schon immer Ermunterung und Bestätigung überwogen.

Die Bilanz der ungarndeutschen Literaturproduktion in den Jahren seit 1974 ist beinahe stolz zu nennen. Es sind ein gutes Dutzend Bücher erschienen, so die Anthologien „Die Holzpuppe“ (1977, Erzählungen), „Das schönste Erbe“ (1977, Szenen, Mundartgeschichten, Lieder und Gedichte), „Igele-Bigele“ (1979, Kinderanthologie), „Bekenntnisse — Erkenntnisse“ (1979) und „Jahresringe“ (1984), ferner Einzelbände von Georg Fath, Valeria Koch, Erika Áts, Ludwig Fischer, Engelbert Rittinger und Nelu Bradean-Ebinger. 1985 wurden Oskar Metzlers aufschlußreiche „Gespräche mit ungarndeutschen Schriftstellern“ herausgegeben. Der Leipziger Literaturwissenschaftler war jahrelang Lektor an der Pädagogischen Hochschule Fünfkirchen und hat sehr detailliert, präzise — allerdings die wirklichen literarischen Größenverhältnisse wohlwollend ausklammernd — einzelne Arbeiten und Tendenzen im Schaffen der wichtigsten Autoren analysiert.

Um weitere Publikationsmöglichkeiten im Inland zu nennen: die „Neue Zeitung“, ihre Literaturbeilage „Signale“ (einmal im Jahr seit 1984), der „literarische rundbrief“ (ein vervielfältigtes Organ der Literarischen Sektion in unregelmäßigen Zeitabständen), der jährlich erscheinende „Deutsche Kalender“, Funk und Fernsehen könnten fast unbegrenzt literarische Arbeiten aufnehmen. Lesungen werden in vielen Gemeinden mit deutscher Einwohnerschaft abgehalten, in Szekszárd hat man gar eine „Deutsche Bühne“ gegründet — mit ungarischen Schauspielern, die die deutsche Sprache mehr oder minder tüchtig erlernt haben.

Mit einem Wort: Die Nachfrage nach ungarndeutscher Literatur ist seitens der Medien größer als das Angebot. Ob das ungarndeutsche Publikum, das doch die primäre Zielgruppe dieser Literatur sein sollte, tatsächlich Interesse für die Arbeiten zeigt, darüber scheiden sich die Geister. Die Autoren kla-

gen über fehlende Rückkoppelung und eine literatursoziologische Untersuchung hat letzters ziemlich düstere Tendenzen festgestellt, nicht zuletzt als Folge des bedrohlichen Sprachschwundes, der vom ungenügenden Schulsystem nicht aufgehalten werden kann.

Angesichts der dreifachen Bindung von Minderheitenliteraturen (an den eigenen engen Kulturkreis, an das Land, an die „Mutternation“) wären Beziehungen zur ungarischen Literaturgesellschaft durchaus denkbar — in Wirklichkeit sind sie so gut wie nicht vorhanden. Im deutschen Sprachraum zeigt sich schon etwas mehr Interesse. Die DDR hat sehr viel praktische Hilfe geleistet durch regelmäßige Konsultationen mit Autoren, Studienreisen, Lesungen. Nur in ihrer Verlagspolitik hatten auslandsdeutsche Literaturen — infolge gewiß nicht unverständlicher Reminiszenzen — kaum einen Platz. Die Schweiz kümmert sich gar nicht um solche kleinen, wirtschaftlich unbedeutenden „Auswüchse“ der Kultur; in Österreich entdeckt man bei mehreren Zeitschriften Affinität zu ungarndeutscher Literatur. Genauso wenig erfolgreich blieben die bisherigen Bemühungen um die Vorstellung dieser bescheidenen, aber in gewisser Hinsicht doch beachtenswerten Literatur in der Bundesrepublik Deutschland.

Wie kann man nun die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur charakterisieren? Sofort fällt das Mißverhältnis zwischen den Gattungen auf. Dramatisches entsteht so gut wie nicht. In der Prosa kann man einige, meist streng traditionsgebundene Produkte verzeichnen, ein Durchbruch zu literarischer Qualität erscheint aber zur Zeit wenig wahrscheinlich. Am lebhaftesten ist zweifelsohne die Lyrik, die in diesem Land überhaupt eine große Tradition hat. Das hat auch den Aufbau unserer Anthologie bestimmt.

Die mit den „Tiefen Wurzeln“ aufgetretene Stammgarde der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur gehört zu der Generation, die zwischen 1920 und 1930 geboren ist. Es geht ihnen in erster Linie um die Bewältigung einer lange verdrängten stürmischen Geschichte mit all ihren persönlichen und allgemeinen Auswirkungen; um fachliche Details des literarischen Schaffens kümmern sie sich wenig. Daraus resultiert eine sonderbare Diskrepanz zwischen der ehrlichen Absicht und dem mangelhaften sprachlich-ästhetischen Ausdruck, die selbst bei den Besten nicht zu verkennen ist.

Unter den Schreibenden findet man gewinnende Persönlichkeiten, so Engelbert Rittinger, einen Mann mit gesunder Selbstironie und zugleich starkem pädagogischen Engagement, der zum Beispiel im Mundarttext „Klumbemännr“ eine publizistisch beeinflusste, problembewußte und recht wirksame Form für seine Aussagen fand. In seiner Lyrik erweist er sich demgegenüber als Schüler der Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Den Bergarbeiter Josef Mikonya, dem Rittinger in der „Neuen Zeitung“ jahrelang Briefe zu aktuellen Fragen mit der Anrede „Liewr Freint Seppi“ schrieb, beschäftigen hauptsächlich ethische Probleme des Alltags. Seine Integrität, sein gesunder Menschenverstand überzeugen, ihm fehlen aber die sprachlichen Voraussetzungen zu wirklich niveauvoller literarischer Arbeit: Ungarisch ist für ihn eine Fremdsprache; in der Mundart, die kein gesellschaftliches Prestige hat, findet er die entsprechenden Wendungen für seine Aussagen kaum; er schreibt also meist Hochdeutsch, das er nicht richtig erlernen konnte.

Aus der Generation der heute Sechzigjährigen ist als dritter Ludwig Fischer — von Beruf, wie Rittinger, Lehrer — zu nennen. Von ihm kommt gut lesbare Prosa mit vielen Dialogen, es sind im allgemeinen Erzählungen, die nach dem Motto „Ach, ist die Jugend aber vorbei“ wehmütig zurückblicken. Zur differenzierten Schilderung von Konflikten reicht seine darstellerische Kraft kaum; alles Böse erscheint bei ihm als unverständlicher und unveränderlicher Selbstzweck. Das berühmte Lessingwort, daß das Schnellste auf Erden der Übergang vom Guten zum Bösen sei, steht ihm wie eine andere Welt fern, aber seine enttäuscht-melancholischen Texte vom lädierten Menschen finden bei vielen Lesern Anklang.

Weitere Autoren dieser Generation, die hier nicht einzeln genannt werden sollen, und erst recht noch Ältere beharren oft auf veralteten Schemata und Klischees. Das kann man allein aufgrund einiger Titel von Georg Fath sehen: „Glocke der Heimat“, „Waldestrost“, „Zum Gesang“, „Erstes Veilchen“, „Letzte Blätter“, „Abschied“ etc. Die Vorbilder Uhland, Lenau, Mörike — eben die Normgebenden im Literaturunterricht zu Faths Schulzeit — werden manchmal bis hin zu einzelnen Ausdrücken genau befolgt. Eine erfrischende Ausnahme bildet

der in Brennbreg an der österreichischen Grenze lebende, 1911 geborene Franz Zeltner mit seiner naiv-originellen Volkspädagogik. Alles in allem muß man jedoch sagen, daß von den Vertretern dieser Generationen keine literarischen Überraschungen mehr zu erwarten sind. Immerhin haben sie ihre Aufgabe, die Wiederbelebung der ungarndeutschen Literatur in den siebziger Jahren, erfüllt.

Wie sieht es nun mit der nächsten Generation aus? Sie gibt es nicht. Die ungarndeutsche Literatur kann, abgesehen von der Lyrikerin und Übersetzerin Erika Áts, deren Gedichte unseres Erachtens für sich sprechen, keinen einzigen Autor aufweisen, der zwischen 1932 und 1947 geboren ist. Das ist keineswegs eine Spielerei mit den Jahreszahlen; denkt man an die anfangs erwähnten historischen Fakten zurück, so findet man leicht die Erklärung.

Die schöpferischen Kräfte sind selbstverständlich auch bei diesen Jahrgängen nicht verlorengegangen, nur haben sie andere Ausdrucksformen angenommen. Deutlichstes Beispiel dafür ist der in unserem Band nicht vertretene Márton Kalász, Jahrgang 1934. Er ist einer der besten ungarischen Lyriker geworden. Seine Abstammung und die Frage des Sprachenwechsels haben ihn schon immer beschäftigt. In einem autobiographischen Text schreibt er unter anderem: „Ich wollte nicht einen Augenblick meine Herkunft, meine Familie vergessen, schon gar nicht verleugnen. Aber was immer ich mir vornahm, meinen Platz suchen konnte ich einzig und allein in der größeren Gemeinschaft, in der ungarischen und in dem Land, das schließlich mein Vaterland ist.“

Neuestes und reifstes Zeugnis für Kalász' Einkreisen dieser Problematik ist der 1986 erschienene Roman „Téli bányák“ (Winterlamm), der demnächst auch in deutscher Sprache erscheint. Der Roman schildert aus der Sicht von zwei schwäbischen Familien in einem südungarischen Dorf die äußerst brisante Entwicklung der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre. Es entsteht ein überzeugendes, vollkommen authentisches, wenn auch durch seine Gedrängtheit manchmal nicht leicht genießbares Bild der Zeit.

Literarisch aktiv ist wiederum — und zwar erneut in deutscher Sprache — die nach dem Krieg geborene Generation, an der Spitze mit Valeria Koch, Jahrgang 1949. Arbeiten von Koch sind schon in der Anthologie „Tiefe Wurzeln“ erschienen. 1982

kam ihr selbständiger Band „Zuversicht — Bizalom“ mit Gedichten in deutscher und ungarischer Sprache heraus. Die meist kurzen, gelegentlich geschickt pointierten Texte sind mit Recht die bekanntesten Werke der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur geworden. Der Hauptzug der Lyrik von Frau Koch ist das kokette Zur-Schau-Tragen von Schwäche. Eine Intellektuelle in der Isolation — sie lebt in Budapest — erinnert sich da voller Sehnsucht an eine idealisierte Kindheit, sie forscht nach Anschlußmöglichkeiten an die Literaturen der beiden Sprachgemeinschaften, schreibt über Rilke, Hölderlin, Heidegger, Bartók, Vivaldi. Ihre Lyrik scheint sich bei allem ästhetischen Wert allmählich von ihrer ursprünglichen Existenzgrundlage zu entfernen. Oder verschwindet diese Existenzgrundlage, die ungarndeutsche Dorfgemeinschaft, selbst? Die Problematik ist unmittelbar übertragbar auf jüngere Autoren, die alle Akademiker sind: Vata Vágyi, Robert Hecker, Béla Bayer, Martha Fata, Nelu Bradean-Ebinger und andere. Das Schreiben in deutscher Sprache ist für sie oft nichts weiter als eine etwas abenteuerliche Form der Selbstverwirklichung, eine faszinierende Art zu spielen; es wimmelt nur so von Impressionen, Assoziationen, Reminiszenzen. Hier vermißt der Kritiker eben das, was die Generation der Sechzigjährigen gelegentlich überbetont, die engagierte Beschäftigung mit der historisch gewachsenen Existenz der Volksgruppe. Ein Versuch zur Synthese der beiden Tendenzen ist bei Josef Michaelis zu beobachten. Der erfrischend kritische Ton ist bezeichnend für die stets gegenwartsbezogenen Gedichte von Claus Klotz.

Es erscheint nicht sinnvoll, Prophezeiungen über Aussichten, Perspektiven dieser kleinen Literatur zu äußern. Eins steht immerhin fest: Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur verdient bei allen Bedenken und kritischen Überlegungen, die das vorliegende Nachwort nicht verschwiegen hat, grundsätzlich Sympathie und Unterstützung — in Ungarn und, nicht zuletzt, im ganzen deutschen Sprachraum.

Budapest, Herbst 1989

LITERATURHINWEISE

- Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie. Hrsg. Erika Áts. Demokratischer Verband der Ungarndeutschen, Budapest, 1974.
- Georg Fath: Stockbrünnlein. Ausgewählte Gedichte. Hrsg. Johann Schuth. Lehrbuchverlag, Budapest, 1977.
- Die Holzpuppe. Ungarndeutsche Erzählungen. Hrsg. Johann Schuth. Lehrbuchverlag, Budapest, 1977.
- Bekenntnisse — Erkenntnisse. Ungarndeutsche Anthologie. Hrsg. Béla Szende. Lehrbuchverlag, Budapest, 1979.
- Igele — Bigele. Ungarndeutsche Kinderanthologie. Hrsg. Valeria Koch. Lehrbuchverlag, Budapest, 1980.
- Erika Áts: Gefesselt ans Pfauenrad. Gedichte und Nachdichtungen. Lehrbuchverlag, Budapest, 1981.
- Valeria Koch: Zuversicht — Koch Valéria: Bizalom. Lehrbuchverlag, Budapest, 1982.
- Wilhelm Knabel: Zur Heimat zieht der Brotgeruch. Aus dem Lebenswerk. Hrsg. Lorenz Kerner. Lehrbuchverlag, Budapest, 1982.
- Ludwig Fischer: Auf weiten Wegen. Erzählungen. Lehrbuchverlag, Budapest, 1983.
- Jahresringe. Ungarndeutsche Anthologie. Hrsg. Béla Szende. Lehrbuchverlag, Budapest, 1984.
- Oskar Metzler: Gespräche mit ungarndeutschen Schriftstellern. Lehrbuchverlag, Budapest, 1985.
- Engelbert Rittinger: Mir ungrische Schwowe. Gedichte und Prosaschriften in deutscher Hochsprache und in der Kaschaer Mundart (1973—1983). Hrsg. Johann Schuth. Lehrbuchverlag, Budapest, 1985.
- Nelu Bradean-Ebinger: Budapest Resonanzen. Lyrische Gedanken in einer Minderheitensprache. Lehrbuchverlag, Budapest, 1986.
- Tie Sproch wiedergifune. Ungarndeutsche Mundartanthologie. Hrsg. Johann Schuth. Lehrbuchverlag, Budapest, 1989.
- Georg Wittmann: Am Burghügel. Erzählungen. Hrsg. Johann Schuth. Lehrbuchverlag, Budapest.

AUTOREN

- ÁTS, ERIKA, geb. 1934, langjährige Redakteurin des Wochenblattes der ungarndeutschen „Neue Zeitung“, später stellvertretende Chefredakteurin der Wochenzeitung „Budapester Rundschau“; Herausgeberin der ersten ungarndeutschen Anthologie („Tiefe Wurzeln“, 1974). Autorin von „Gefesselt ans Pfauenrad“ (1981), Lyrikband mit eigenen Gedichten und Nachdichtungen hervorragender ungarischer Dichter des 20. Jahrhunderts.
- BAYER, BÉLA, geb. 1951, Grundschullehrer in der südungarischen Stadt Bonnhard (Bonyhád); Gedichte und Aufsätze sowie Nachdichtungen in ungarischen Zeitschriften; seit 1985 auch in deutscher Sprache.
- BECKER, ROBERT, geb. 1970, aus dem südungarischen Surgetin (Szederkény); Abitur am ungarndeutschen Klassenzug des Klara-Leówey-Gymnasiums in Fünfkirchen, Militärdienst, Studium der Theologie in Jena. Lyrische Versuche zunächst in ungarischer; dann in deutscher Sprache.
- BRADÉAN-EBINGER, NELU, geb. 1952, aufgewachsen im rumänischen Banat, Kandidat der Sprachwissenschaften, Dozent am Fremdspracheninstitut der Budapester Karl-Marx-Universität. 1986 selbständiger Lyrikband „Budapester Resonanzen“.
- FATA, MARTHA, geb. 1959, studierte Geschichte, deutsche Sprache und Literatur in Greifswald, dann Redakteurin am Regional- und Nationalitätenstudio des Ungarischen Rundfunks in Fünfkirchen, zur Zeit Ergänzungsstudium in Geschichte an der Universität Freiburg.
- FATH, GEORG, geb. 1910, Landwirt, Bergmann und Angestellter in Fünfkirchen; erste Veröffentlichung 1929 im „Sonntagsblatt“; Gedichte u. a. in der Anthologie „Zwischen Weiden und Akazien“ (München, 1980); erster ungarndeutscher Autor mit eigenem Lyrikband („Stockbrünnlein“, 1976).
- FISCHER, LUDWIG, geb. 1929 im dreisprachigen Karanac (Jugoslawien); Studium in Ungarisch und Deutsch an der Hochschule für Lehrerbildung in Fünfkirchen; Mittelschullehrer in Szekszárd; Erzählband „Auf weiten Wegen“ (1983).

HECKER, ROBERT, geb. 1963, nach Studium am ungarndeutschen Klassenzug des Budapester Kossuth-Gymnasiums Studium der Theologie; Seelsorger der methodistischen Kirche im nordungarischen Miskolc.

KLOTZ, CLAUS, geb. 1947 in einer dreisprachigen Familie; Studium der Germanistik in Budapest und Leipzig; bis 1983 Sekretär des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen; seit Gründung der Literarischen Sektion deren Sekretär; Mitherausgeber des Periodicums „literarischer rundbrief“; ehemals stellvertretender Direktor des Hauses der Ungarischen Kultur in Berlin/DDR. Gestorben am 6. Juli 1990 in Berlin.

KOCH, VALERIA, geb. 1949, studierte Ungarisch, Germanistik, Journalistik und Philosophie; dann Mitarbeiterin des Wochenblattes „Neue Zeitung“, jetzt Redakteurin des Wirtschaftsmagazins „Hungarian Trade Journal“; Herausgeberin der Kinderanthologie „Igele-Bigele“, eigener Lyrikband „Zuversicht – Bizalom“ (1982) mit Gedichten in deutscher und ungarischer Sprache; auch als Übersetzerin tätig.

MICHAELIS, JOSEF, geb. 1949, studierte Deutsch an der Hochschule für Lehrerbildung in Frankenstadt (Baja), unterrichtet in Wieland (Villány). Zusatzstudium der Geschichte an der Universität in Fünfkirchen.

MIKONYA, JOSEF, geb. 1928 in einer besitzlosen Landarbeiterfamilie. Bergmann, Hüttenarbeiter, Rentner. Bestimmende Erlebnisse: soziale Konflikte im Dorf, Schicksal der Ungarndeutschen während und nach dem Zweiten Weltkrieg.

RITTINGER, ENGELBERT, geb. 1929, Lehrer an der Grundschule von Raitzpeter (Ujpéter) in Ungarisch und Deutsch; erster literarischer Erfolg beim Preisausschreiben „Greift zur Feder!“ (1973). Literarische Versuche in allen drei Gattungen. Populär durch seine aktuellen Mundartbriefe „Liewr Freint Seppi!“; Band „Mir ungrische Schwowe“ (1985).

SZABÓ, JÁNOS, geb. 1947, studierte Slawistik und Germanistik, Kandidat der Literaturwissenschaften, Universitätsdozent am Deutschen Seminar der Budapester Eötvös-Loránd-Universität. Publikationen in Geschichte und deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts. Ausgezeichneter Kenner der ungarndeutschen Literatur; Mitredakteur des Periodicums „literarischer rundbrief“ und der Literaturbeilage „Signale“.

SZIEBERT, FRANZ, geb. 1929 in Ketschinge (Ráczgörcsöny), Betriebsleiter in der landesweit bekannten LPG Schomberg (Somberek). Chronist von Schicksalen und Begebenheiten in seinem Heimatort.

THOMANN, M. A., geb. 1926 in Kumbai/Kunbaja in einer Handwerkerfamilie; war Direktor des Budapester Kossuth-Gymnasiums (Schule mit einem ungarndeutschen Klassenzug); Veröffentlichungen in der „Neuen Zeitung“ und in der Anthologie „Jahresringe“.

VÁGYI, VATA, geb. 1967 in einer mütterlicherseits ungarndeutschen Familie. Zweisprachiges Abitur am Fünfkirchner Leöwey-Gymnasium, ein Jahr lang Bibliothekar, z. Z. Student an der Fünfkirchner Universität.

WITTMANN, GEORG, geb. 1930 in einer Handwerkerfamilie in Promontor (Budafok), heute ein Außenbezirk der Hauptstadt Budapest; fremdsprachiger Korrespondent in der Maschinenfabrik Ganz-MAVAG, jetzt Rentner; Erzählband „Am Burg-hügel“ (1989).

ZELTNER, FRANZ, geb. 1911 in einer Bergarbeiterfamilie im westungarischen Brennberg; kaufmännischer Angestellter und Magazinleiter; jetzt Rentner. Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk in „literarischer rundbrief“ Nr. 5 (1985).

HERAUSGEBER

SCHÜTH, JOHANN, geb 1947, studierte Germanistik und Geschichte in Budapest, seit 1970 Mitarbeiter, seit 1985 stellvertretender Chefredakteur der „Neuen Zeitung“. Seit Gründung 1972 Vorsitzender der Literarischen Sektion, seit Juni 1990 1. Vorsitzender des Verbandes ungarndeutscher Autoren; Herausgeber mehrerer Literaturbände, Redakteur der Literaturbeilage „Signale“ und des Periodicums „literarischer rundbrief“.

KURUCZ, GYULA, geb. 1944, studierte Germanistik und Literatur in Debrecen. 10 Romane, 6 Bände Übersetzungen aus dem Deutschen. Chefredakteur der Zeitschrift „Bücher aus Ungarn“. Herausgeber und/oder Mitautor von 6 ungarischen Anthologien in deutscher Sprache. Sekretär des Ungarischen Schriftstellerverbandes, Sekretär des ungarischen PEN-Clubs für gesamtdeutsche Angelegenheiten. Botschaftsrat für Kultur an der Botschaft der Republik Ungarn in Bonn/Berlin.

REDAKTIONELLE MITARBEIT

Rudolf Friebel · Günter Löb · Peter I. Sowa
Rheinisch-Westfälische Auslandsgesellschaft e.V.
Auslandsinstitut Dortmund
Steinstraße 48 · 4600 Dortmund 1

Im mittel- und osteuropäischen Raum kann beim Umgang mit Minderheiten in den letzten Jahrzehnten von Gerechtigkeit kaum die Rede sein. Es bleibt dahingestellt, ob die jeweilige Mehrheit oder die politische Konstellation für Diskriminierungen verantwortlich gewesen ist. War es beispielsweise das ungarische Volk, das die deutsche Minderheit nachteilig behandelte, oder war es die stalinistische Politik, die sie diktatorisch in die Ecke drängte. Obzwar ich zu der zweiten Version neige: die begangenen Taten sind nicht zu leugnen. Zu unserem Glück haben die letzten zwanzig Jahre selbst im „real existierenden Sozialismus“ Friede unter den Minoritäten in Ungarn gebracht.

Wie eine Minderheit ihre — ja immer irgendwie traurige — Geschichte beurteilt und verarbeitet, ist maßgebend. Dies muß man bei allen Erwägungen zunächst in Betracht ziehen.

Hier liegt ein seltenes, authentisches Zeugnis vor, das die Ungarn-Deutschen selbst über ihre Herkunft, Zugehörigkeit und Heimat erstellt haben: die kulturelle Selbstreflexion einer Volksgruppe. Ohne Interpretation oder Ideologisierung empfehle ich sie den deutschen Leserinnen und Lesern.

Arpád Göncz
Präsident der Republik Ungarn